

**Zeitschrift:** Acta Tropica  
**Herausgeber:** Schweizerisches Tropeninstitut (Basel)  
**Band:** 17 (1960)  
**Heft:** 4

**Artikel:** William Michaud von Vevey (1829-1902) : Schicksal eines Schweizer Auswanderers in Brasilien  
**Autor:** Scherer, Emilio C.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-310881>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 03.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# William Michaud von Vevey (1829—1902).

Schicksal eines Schweizer Auswanderers in Brasilien.

Von EMILIO CL. SCHERER.

Vor den umwälzenden Ereignissen um die 18. Jahrhundertwende kannte die Schweiz eine Auswanderung vorwiegend in Form der Fremddienste. Während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts traten diese jedoch fast ganz zurück, und an deren Stelle entwickelte sich die Siedlungsauswanderung.

Als unmittelbare Ursache war die Schwächung des Wirtschaftslebens in der Eidgenossenschaft infolge der Lasten der französischen Okkupation und des ständigen Durchzugs fremder Armeen. Weit mehr jedoch war es die dem Ende der Kontinentalsperre folgende Wirtschaftskrise, die das Land heimsuchte. Diese war weit schärfer und umfassender als die durch das Kontinentalsystem verursachten Depressionen. Denn von ihr wurden nicht nur einige wichtige Zweige der Textilindustrie, sondern gleichzeitig auch die Landwirtschaft infolge der Mißernten der Jahre 1816 und 1817 in sehr starkem Maße betroffen.

Die Behörden sahen daher zur Bekämpfung der Massenarmut, des «Pauperismus», und zur Beseitigung des Bevölkerungsüberschusses keinen anderen Ausweg, als den Landeskindern den Weg in andere Länder zu öffnen. Da die Auswanderungswilligen vor allem aus den rein landwirtschaftlichen Gegenden oder aus solchen Gebieten kamen, in denen die Baumwollspinnerei seit ihrer Mechanisierung wieder verschwunden war<sup>1</sup>, wendete sich die Emigration nach überseeischen Ländern, in erster Linie nach Nord- und Südamerika, wo sich der landwirtschaftlichen Siedlung unbegrenzte Möglichkeiten erschlossen.

Die *Acta Tropica* haben in einem ihrer ersten Bände eine wertvolle und vorzüglich dokumentierte Abhandlung von WALTER BODMER veröffentlicht<sup>2</sup>, in der dargestellt wird, wie sich zwischen 1800 und 1870 aus der Schweiz verschiedene Auswandererströme nach Südamerika ergossen, und zwar namentlich nach Brasilien, nachdem sich dort bereits nicht wenige Schweizer Auswanderer als Einzelpersonen, in der Regel als Kaufleute, niedergelassen hatten.

Einem der letzteren, Charles Perret-Gentil aus Neuenburg, der seit 1841 die Eidgenossenschaft als Generalkonsul vertrat, verdankt im Rahmen der Anlage von Gruppensiedlungen durch Schweizer Einwanderer die Kolonie Superaguí an der Bucht von Paranaguá ihre Gründung<sup>3</sup>.

---

<sup>1</sup> Vgl. W. BODMER, Schweizerische Industriegeschichte. Die Entwicklung der schweizerischen Textilwirtschaft im Rahmen der übrigen Industrien und Wirtschaftszweige, Zürich 1960, 275 f., 290 f., 297 ff. Vgl. auch W. BICKEL, Bevölkerungsgeschichte und Bevölkerungspolitik der Schweiz, Zürich 1947, 161 f.

<sup>2</sup> W. BODMER, Immigration et colonisation suisses en Amérique du Sud, in: *Acta Tropica* 2 (Basel 1945) 289 ff., besonders 293—299 und 304—309.

<sup>3</sup> Zur nachfolgenden Studie erhielt der Verfasser die erste Anregung durch die «Iconografia Paranaense» von Dr. NEWTON CARNEIRO, des damaligen Staatssekretärs für Kultus und Unterricht in Curitiba (Paraná). Die 1950 in Curitiba erschienene Schrift enthielt die Reproduktion einiger Zeichnungen von William Michaud, eines bis dahin unbekannten Schweizer Zeichners und Malers.

Ein günstiges Geschick fügte es, daß ich im Haus eines Schweizer Freundes während eines Europaaufenthaltes eine Mappe mit ähnlichen wertvollen Aquarellen und Zeichnungen, auch ein Selbstbildnis des Malers fand; vor allem



In Übersee fand nämlich das Bestreben der heimatlichen Behörden, das Auswandererwesen in eine gewisse Ordnung zu bringen und es in bestimmter Richtung zu kanalisieren, Gegenstücke auf rein geschäftlicher, wenn meist auch humanitär getarnter Grundlage. Perret-Gentil war verschwägert mit dem Senator José Vergueiro, der außer einer bedeutenden Export- und Importfirma in Santos einen ausgedehnten Landbesitz in Ibicaba, nahe dem Städtchen Limeira, 100 km westlich von S. Paulo, hatte. Für diesen Besitz, auf dem Vergueiro die Anlage großer Kaffeeplantagen plante, benötigte er europäische Einwanderer. Perret-Gentil hatte in seinen Berichten als Generalkonsul viel Rühmenswertes über das sog. «System Vergueiro» zu sagen gewußt. Ein solcher Bericht vom 30. März 1843 war z. B. von der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft in Glarus 1844 veröffentlicht worden, zugleich mit einem ähnlichen des Handelskonsuls August Decosterd in Bahia vom 23. Juli 1843.

Zusammen mit dem Vizekonsul Arthur Guigner unternahm Perret-Gentil den Versuch, eine Kolonisationsgesellschaft großen Stils zu gründen, und zwar nach Möglichkeit mit Unterstützung der eidgenössischen Behörden. Da man sich in Bern zurückhaltend zeigte, zog sich Perret vom Posten des Generalkonsuls zurück und widmete sich mit ganzer Kraft der Verwirklichung eines Planes, den er seit langem gehegt und für den er während zweier Europareisen 1846/47 und 1851/52 lebhaft Propaganda gemacht hatte.

Der Plan stand im Zusammenhang mit der für das Jahr 1852 beschlossenen Erhebung des Südens von S. Paulo zu einer autonomen Provinz Paraná. Diese sollte ein Gebiet von rund 200 000 qkm umfassen, das einen relativ schmalen Zugang zum Meer haben sollte, nämlich in der Bucht von Paranaguá. Das riesige Gebiet war so gut wie menschenleer, hatte dagegen einen ungeheuren

jedoch entdeckte ich im gleichen Haus ein Bündel Originalbriefe, die sich nach weiteren Nachforschungen bei Nachkommen der Familie in Paris auf etwa 80 Stück vermehrten. Später gab ein Archivbesuch in Vevey, der Vaterstadt Michauds, dem Konservator des Musée Historique Vieux Vevey, Herrn André Gétaz, Anlaß zu einem überaus wertvollen Fund. Es gelang ihm das Auffinden einer umfangreichen, bis dahin unbeachteten Mappe mit Zeichnungen und Aquarellen ähnlich den bisher bekannten, die offenbar ein Geschenk von Geschwistern des Malers an das Heimatmuseum darstellen.

Diese glücklichen Funde und die Ergebnisse meiner Nachforschungen in Schweizer Archiven und brasilianischen Bibliotheken gaben die Möglichkeit der vorliegenden Darstellung eines, man kann wohl sagen, tragischen Schicksals des so hochbegabten jungen Welschschweizer Auswanderers, eines Schicksals, das aber auch allgemeines Interesse verdient.

Da nämlich die Briefe, in sehr lebendiger Schilderung, ein überaus charakteristisches Bild vom Schicksal eines Siedlers im weltentlegenen Winkel Brasiliens, der Halbinsel Superaguá an der Bucht von Paranaguá, entstehen lassen, und da sich dabei mancherlei Durchblicke ergeben in das zeitgenössische Geschehen während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, d. h. der ersten Jahrzehnte des neuen Staates Paraná, dürfen die Briefe Michauds als wertvolle zeitgeschichtliche Quelle angesehen werden.

Indem der Verfasser sich überdies bemühte, ein Einzelschicksal im Rahmen der Geschichte seiner Zeit einzufangen, darf er seine Darstellung auch als einen Beitrag zur Geschichte der Schweizer Auswanderung ansehen.

Der Museumsleitung von Vevey danken wir für die Bereitwilligkeit, mit der sie dem Verfasser die Reproduktion einiger der besten Stücke der oben erwähnten Sammlung gestattet hat. — Es ist übrigens eine eigenartige Fügung, daß das Museum heute in den oberen Räumen des Hauses untergebracht ist, in dem Michaud vor 130 Jahren das Licht der Welt erblickt hat.

Reichtum an Waldungen und weite Strecken fruchtbaren Landes aufzuweisen. Zahllose Flüsse und kleinere Wasserläufe boten eine günstige Bewässerung. Das Klima war im Vergleich zu Rio de Janeiro und dem Norden relativ gemäßigt, so daß die neue Provinz gerade zur Ansiedlung europäischer Einwanderer besonders geeignet erschien.

Die neue Provinz zählte damals nicht viel mehr als 60 000 Einwohner. Die beiden einzigen größeren Ortschaften waren Curitiba mit 5819 und Paranaguá mit 6533 Einwohnern. Daneben gab es noch sieben Vilas und in kirchlicher Hinsicht sechs Pfarreien mit Kirchen nebst vier Kapellen.

Der erste Präsident von Paraná, Zacarias de Goes e Vasconsellos, erkannte als den Kernpunkt seiner Aufgaben die Besiedlung des Landes. Er hoffte dieses Ziel zu erreichen durch größtmögliche Erleichterung der Einwanderung. Nur Ausländer, das war seine Meinung, könnten die nötigen Arbeiter, Handwerker und Bauern stellen, deren das Land zu seiner Entwicklung bedurfte. Das Gesetz vom 2. März 1855 besagte daher: es sollten in erster Linie solche Ausländer herangezogen werden, die bereits einige Zeit in Brasilien ansässig und daher mit der Landessprache und den Verhältnissen vertraut seien. Offenbar war an die Kolonie Dona Francisca (dem späteren Joinville) gedacht, von wo tatsächlich eine nicht geringe Zahl von Kolonisten in der Umgebung von Curitiba eine Heimat fanden. Das Gesetz ermächtigte die Regierung, solchen Zuwanderern Zuschüsse zu den Reisekosten und anderen Aufwendungen zu gewähren. Eine besondere Bevorzugung genossen jene, die sich zu Straßenbauarbeiten bereit erklärten. Die Regierung verpflichtete sich außerdem, ein wachsameres Auge zu haben über ihr Wohlergehen.

Schon vor Erlaß dieses Gesetzes hatten sich in Paraná kleinere Zentren europäischer Einwanderung gebildet, so eine Siedlung von Deutschen aus Bayern und aus der Bukowina am Rio Negro im Jahre 1829 und 1847 die Kolonie Teresa, eine Gründung des belgischen Arztes Jean Maurice Faivre, und 1852 hatten sich Schweizer, Franzosen und Deutsche in Guaraquessava angesiedelt.

Perret-Gentil ging bei seinen Plänen von der Erwägung aus, daß die neue Regierung von Paraná das Städtchen Curitiba zum Regierungssitz wählen werde. Dieses lag — ähnlich wie S. Paulo — auf der Höhe des Gebirges und würde einen Hafen benötigen, ähnlich wie ihn S. Paul in Santos hatte. Dieser konnte nur an der Bucht von Paranaguá liegen. Zwar gab es im Städtchen gleichen Namens einen Fischerhafen, der jedoch wegen des flachen Wasserstandes der Bucht und wegen zahlreicher, häufig wechselnder Sandbänke für größere Schiffe nicht benützbar war. Perret-Gentil richtete daher sein Augenmerk auf die am Eingang der Bucht liegende Halbinsel *Superaguí* und die Ilha das Peças, beide durch den Kanal von Superaguí miteinander verbunden. Und dieser erschien für die Anlegung eines Hafens wie geschaffen.

Die erste Kunde von Superaguí haben wir von Hans Staden, der als Matrose auf einem spanischen Schiff auf der Fahrt zum La Plata 1549 in einen heftigen Sturm geriet und wie durch ein Wunder über die sog. Barra, einer gewaltigen Sandbank am Eingang der Bucht, hinweg im Kanal von Superaguí notlanden konnte.

Das ganze Gebiet zwischen den Wasserläufen des Superaguí und des Ararapira soll im Jahre 1614 von der portugiesischen Krone einem gewissen Diogo Unhate als «sesmaria» vergeben worden sein. Später ging es in den Besitz der Gesellschaft Jesu, die sich in Paranaguá niedergelassen hatte, über. Es war nach der Vertreibung der Jesuiten an den Staat zurückgefallen und wechselte dann mehrfach den Besitzer. Perret-Gentil erwarb das Land durch notariellen Akt vom 14. Januar 1852 vom Engländer David Stevenson und seiner Frau Jacinta; als Notar hatte Joaquim José de Castro fungiert, und der Akt war vom

Schweizer Generalkonsulat legalisiert worden. Der Besitztitel war demnach einwandfrei.

Das als Kolonisationsland ausersehene Gebiet hatte einen Umfang von 35 000 Hektar. Es zerfiel nach den geographischen Gegebenheiten in drei Teile: der eine lag auf dem Festland und umfaßte ein gebirgiges Gelände mit den Ausläufern der Serra do Mar; der zweite war die eigentliche Halbinsel, vom ersten getrennt durch die Baía dos Pinheiros und den Varadouro-Kanal; den dritten bildete, nebst einigen kleinen Inseln, die Ilha das Peças.

Über diesen bedeutenden Erwerb berichtete Perret-Gentil unterm 1. Februar 1852 der Eidgenössischen Regierung, daß er sich zu diesem Kauf entschlossen habe, nachdem alle seine Bemühungen in der Schweizer Heimat um die Bildung eines Direktoriums für Kolonisierung, das Schweizer Auswanderern zuverlässige Beratung und tatkräftige Unterstützung hätte geben können, ergebnislos verlaufen seien<sup>4</sup>. Er gibt an, daß auf dem Besitztum bereits 8 Schweizer und 50 brasilianische Familien, zusammen 244 Personen, wohnten<sup>5</sup>. Die Gegenwart der Brasilianer werde von großem Nutzen sein, da sie mit den Boden- und Klimaverhältnissen vertraut seien, da diese auch wüßten, was man pflanzen könne und wozu die verschiedenen Holzarten der Waldungen verwendet werden könnten. Sie seien zudem geeignet zum Waldschlag und zu den Arbeiten in der Pflanzung und daran gewöhnt. Sie könnten dem Neusiedler manchen Fingerzeig geben, und dieser würde sich auf diese Weise nicht vereinsamt fühlen und könne sich leichter einleben. Er, Perret-Gentil, werde daher in Bälde die Geschäfte des Generalkonsulats einem Nachfolger übergeben und sich dann persönlich auf sein Besitztum begeben<sup>6</sup>.

Perret-Gentil hatte die letzte Europareise ausgiebig benützt, um für sein Projekt auf Superaguí zu werben. Ein ihm befreundeter Geistlicher namens J. L. MORE hat in seinem Auftrag eine umfangreiche Schrift zusammengestellt: «Le Brésil en 1852 et sa colonisation future», aus der sich ein gutes Bild der Pläne des Kolonisators gewinnen läßt<sup>7</sup>.

<sup>4</sup> Der Bericht hatte beim Bundesrat ebensowenig Erfolg wie die mündlichen Verhandlungen. Er trägt unterm 18. und 19. März 1852 den lakonischen Vermerk: Ad acta! Original im Bundesarchiv zu Bern.

<sup>5</sup> Der Denkschrift liegt ein Bericht des von Perret-Gentil eingesetzten Administrators Albert Kohler bei, aus dem sich ein interessanter Einblick gewinnen läßt, was bisher in Superaguí geleistet worden war: Kaffee, Reis, Baumwolle, Zuckerrohr, Bohnen seien überall angepflanzt. In älteren Kaffeepflanzungen hingen die Sträucher voller Früchte. Was an Weideflächen vorhanden sei, werde erweitert. Zwei Tessiner bereiteten die ersten Abtransporte von Nutzholz vor. Tabak sei angesät, und Kohler rechne mit 2500—3000 Pflanzen. Sobald die angepflanzte Kunstweide so weit sei, werde man Rinder anschaffen. — Alles in allem ist der Bericht, wenn auch etwas optimistisch, so doch recht hoffnungsfroh.

<sup>6</sup> In der Revista Trimestrial do Instituto Historico do Paraná 1. Bd. 3. Heft S. 38 wird unter dem Titel «Os Piratos de Superaguí» berichtet, wie die Brigg «Siene», die 1852 auf dem Weg von England anfangs Dezember bei Superaguí gestrandet und von der halbwilden Bevölkerung geplündert worden war. Perret-Gentil wird damit in Verbindung gebracht. Dies ist sicher ein Irrtum, da der Gründer der Kolonie damals noch gar nicht dort wohnte.

<sup>7</sup> Vgl. J. L. MORE, Le Brésil et sa colonisation future. Notice écrite sur des documents communiqués par le consulat suisse à Rio de Janeiro, Genf/Paris 1852. Das vorher erschienene Schriftchen von PERRET-GENTIL: Estudos sobre colonisação ou considerações sobre a colonia Senador Vergueiro, Santos 1851, konnte nicht eingesehen werden.





Offenbar hatte Perret-Gentil für die Aufteilung der Kolonie einen Generalplan gemacht, in dem die Anlegung einer Stadt und mehrerer Dörfer vorgesehen war. Die hundert ersten Bauplätze der geplanten Stadt wollte er an Bewerber abgeben, und zwar zu Vorzugspreisen, gegen die Verpflichtung, bald zu bauen. Noch günstigere Preise wollte er jenen einräumen, die in der Nähe der Stadt einen handwerklichen oder industriellen Betrieb aufbauen und sich mit ihren Familien dort niederlassen würden.

Man kann, bei näherer Prüfung, den Plänen Perret-Gentils nicht die Anerkennung versagen, daß sie, neben den eigenen kommerziellen Interessen, auch jenen der Siedler Rechnung trugen und manchem finanzschwachen Ankömmling die Ansiedlung ermöglichen konnten. So wurde in Aussicht gestellt, daß jenen, die zunächst für den Eigentümer der Kolonie arbeiten wollten, eine Landparzelle reserviert werde. Wer alle Kosten der Überfahrt bezahlt habe und noch über einen Barbetrag verfüge zu seinem Unterhalt bis zur ersten Ernte, konnte Land auf Abzahlung erhalten, und zwar Parzellen zu  $7\frac{2}{3}$  Hektar fruchtbaren Berglandes zu 40 Franken die «pose de Lausanne» (= 45 Ar) oder 15 Hektar in der Ebene für 60 Fr. Für Handwerker und Gewerbetreibende in der Nähe der künftigen Stadt oder der geplanten Ortschaften Parzellen zu  $3\frac{1}{3}$  Hektar zu 30 Fr. die pose. Verheiratete, die sofort nach der Ankunft Eigentümer werden wollen, könnten, bei Barzahlung, für tausend Franken 15 Hektar teilweise bereits gerodetes Land erwerben, jedoch nur die ersten 150 Familien. — Für den Bau von Kirche und Schule wurde das benötigte Gelände kostenlos zur Verfügung gestellt, desgleichen Bauplätze für die Häuser der Geistlichen, der Lehrer und der Apotheker-Ärzte. Jedes Dorf werde eine Weide zur gemeinsamen Nutzung haben. Jeder könne — eine wichtige Bestimmung — seine Produkte verkaufen, wem, wo und wann er wolle; lediglich für die eigentlichen Kolonialwaren wie Kaffee, Zucker und Reis sowie für deren Aufbereitung behalte der Gründer der Kolonie sich ein Vorkaufsrecht vor. Bei der Aufteilung der Parzellen sollte Rücksicht genommen werden auf günstige Verteilung des Wassers, des Waldes, des Weidelandes und des Pflanzlandes. Es wird auch darauf hingewiesen, daß einwandernde Handwerker, wie Maurer, Zimmerer, Wagner usw., sogleich mit lohnender Arbeit rechnen könnten.

Ein ganzes Netz brasilianischer und europäischer Agenturen war zur Anwerbung und zum Transport von Einwanderern gesponnen<sup>8</sup>. In Genf arbeitete das Privatbankhaus Georges Melly Robert & Co mit Perret-Gentil zusammen. Er war finanziell an dem Siedlungsunternehmen beteiligt und bezeichnete sich in einem Prospekt vom 13. März 1856<sup>9</sup> als Co-Propriétaire der Kolonie Superaguí. Das Bankhaus hatte übrigens bereits in einem früheren Prospekt vom Jahre 1852 seine Teilhaberschaft und Beauftragung angezeigt und den Plan der Errichtung einer Stadt mit Hafen auf Superaguí bekanntgegeben.

Wie die Entwicklung zeigen sollte, hatten alle diese Bemühungen keinen

<sup>8</sup> Folgende Agenturen setzten sich für Werbung und Transport von Auswanderern nach Brasilien ein: Charles Perret-Gentil und Gex-Decosterd Frères in Rio de Janeiro, Vergueiro & Co, in Santos, Lima & Pinheiro in Paranaguá, Sautter in Paris, Sprüngling & Co. in Le Havre, F. J. Wicherhausen in Bremen, F. Schmidt in Hamburg, J. Ernst Weigel in Leipzig, das Zentralbüro für Auswanderung ebenda, die «Nationale Gesellschaft für Auswanderung» in Frankfurt und die «Zentralgesellschaft für Auswanderung» in Stuttgart! Die Hamburger Agentur gab eine eigene Werbeschrift heraus: *L'émigration régularisée au Brésil, ses premières et brillantes suites*. Zahlreiche ähnliche Werbeschriften zeugen von dem regen geschäftlichen Interesse dieser Agenturen.

<sup>9</sup> Die Prospekte konnten teils auf der Landesbibliothek in Bern, teils in Genf eingesehen werden.

nennenswerten Erfolg. Daran änderte auch die Übersiedlung des Gründers nach Superaguí und die Niederlassung eines Bruders des Teilhabers Melly auf der Ilha do Pinheiro nichts mehr. Durch einen glücklichen Umstand haben wir über beide einen wenn auch kurzen Bericht eines Augenzeugen. Im Jahre 1858 kam ein junger Leipziger, der Pflanzenmaler und spätere Sprachforscher JULIUS PLATZMANN<sup>10</sup>, dort an und wohnte zeitweise bei Melly. Bald nach seiner Ankunft machte dieser, wohl im August 1858, einen Besuch bei Perret-Gentil und schreibt darüber, er habe den Direktor in einem Empfangszimmer angetroffen, dessen Wände mit Säbeln, Speeren und Gewehren geschmückt waren. Ein großes Fabrikgebäude habe verschiedene Maschinen enthalten. «Das Etablissement müsse jedem, der sich die Mühe gebe, inmitten der besiegten Schwierigkeiten ein Urteil zu fällen, Achtung abnötigen vor der schaffenden Kraft des Geistes (des Gründers) und den rüstigen Armen treuer Mitarbeiter.»

Wann die Übersiedlung Perret-Gentils nach Superaguí stattgefunden hat, läßt sich nicht genau ausmachen. Möglich, daß ein junger Schweizer aus Vevey ihn begleitete, der am 1. Januar 1854 dort eine Stellung angetreten hat und dessen Schicksale im Folgenden dargestellt werden.

## I.

### *William Michaud von Vevey: Jugend, Auswanderung und Wanderjahre in Brasilien.*

William Michaud stammte aus Vevey am Genfersee. Das maleisch gelegene Städtchen war — damals wie heute — stolz auf seine geschichtliche Vergangenheit. Weinbau, Ackerbau und Handel begründeten den Wohlstand seiner Bürger. Eine große Zahl alter Bauwerke sind bis auf den heutigen Tag rühmliche Zeugen seiner bürgerlichen und kirchlichen Vergangenheit.

Eines dieser Bauwerke, das «Château» in der Rue d'Italie, war die Stätte, wo William am 21. Juni 1829 das Licht der Welt erblickte. Sein Vater Henri Michaud entstammte einer alten Familie in La Tour de Peilz<sup>11</sup>, wo seine Vorfahren im Jahre 1602 in die Bürgerschaft aufgenommen worden waren. Nach seiner Vermählung mit Luise Baer aus Aarau siedelte er nach Vevey über und gelangte dort zu Ansehen und, durch Tüchtigkeit und die Gunst der Zeit, zu einem sicher begründeten Wohlstand. Dieser erlaubte ihm, nahe dem See ein ansehnliches Anwesen zu erwerben, den früheren Sitz des Berner Vogtes aus der Zeit der Zugehörigkeit Veveys zu Bern (bis 1798), weswegen das Gebäude die Bezeichnung

<sup>10</sup> Vgl. JULIUS PLATZMANN, Aus der Bai von Paranaguá (eine Auswahl seiner Briefe an die Eltern), Leipzig 1872. Vgl. auch E. CL. SCHERER, Der Sprachforscher Julius Platzmann und Brasilien, in: Mitteilungen des Instituts für Auslandsbeziehungen 5 (Stuttgart 1955) 35—40.

<sup>11</sup> Ein Mitglied der Familie, der Pastor Jean Gamaliel Michaud von Corsier, hat im Jahre 1824 das Familienwappen überliefert. Vgl. den Armorial Vaudois 2 (1936) 46.

«Schloß» erhalten hatte<sup>12</sup>. Welches Ansehen der Kaufmann und Weinhändler Michaud sich erworben hatte, geht auch daraus hervor, daß er im Geburtstagsregister bei der Eintragung seines zweiten Sohnes als «officier de la cavallerie» aufgeführt werden kann<sup>13</sup>.

Guillaume Henri, in der Familie immer William genannt, war der älteste Sohn, eines der insgesamt acht Kinder. Er empfing eine sorgfältige Erziehung. Frühzeitig wurde er in die dem Elternhaus nahegelegene Volksschule und anschließend in das eben im Jahre 1838 neu erbaute Collège geschickt. Bei dessen Direktor August Colomb lernte er Französisch und Geschichte, beim Zeichenlehrer Gottlieb Steinle das «klassische Zeichnen». Wie er selbst später eingestanden hat, war er kein besonders fleißiger Schüler, obschon — oder gerade weil — er eine große Begabung hatte. Seine Liebe und sein größtes Interesse galten dem Zeichnen, und schon sehr früh zeigte sich bei ihm ein ausgesprochenes Zeichen- und Malertalent<sup>14</sup>, verbunden mit einer vortrefflichen Beobachtungsgabe und mit angeborener Liebe zu den Naturschönheiten seiner privilegierten Heimat. Im Jahre 1848 wurde er nach Herzogenbuchsee geschickt; der dortige Aufenthalt sollte dazu dienen, seine deutschen Sprachkenntnisse zu verbessern, die er zum kaufmännischen Beruf benötigte. Ob er die dortige Sekundarschule besucht hat, ist nicht sicher. In seinen späteren Briefen gedenkt er aber gerne der Familie, bei der er einquartiert war.

Somit flossen die Jugendjahre Williams in den gehobenen bürgerlichen Verhältnissen seines Vaterhauses sorglos dahin. Er schrieb später einmal, daß es zu Hause immer alles «in Hülle und Fülle» gegeben habe. Er war der ausgesprochene Liebling der Mutter. Daher wurde die empfindsame Seele des Jungen aufs tiefste getroffen, als ihm diese über alles geliebte Frau nach einer schmerzhaften Krankheit, die auch durch eine überaus schwierige Operation nicht mehr zum Besseren gewendet werden konnte, im frühen Alter von 40 Jahren, am 19. August 1844, durch den Tod entrissen wurde<sup>14a</sup>.

Dieser Schicksalsschlag bedrückte ihn um so mehr, als die Zuneigung des Vaters nicht ihm, dem Ältesten und somit dem natürlichen Erben des väterlichen Geschäftes, sondern dem drei Jahre

<sup>12</sup> Es wird berichtet, daß Charlotte von Lengsfeld, die spätere Gattin Friedrichs von Schiller, seinerzeit als Gast des Vogtes Lentulus im Château gewohnt habe.

<sup>13</sup> Vgl. das Geburtsregister im Hôtel de la Ville de Vevey unterm 4. Juli 1832.

<sup>14</sup> Mme Michèle Guy in Paris teilte dem Verfasser mit, daß sich in ihrem Besitz eine Zeichnung befinde, die der junge William mit 14 Jahren angefertigt habe.

<sup>14a</sup> Luise Michaud, geborene Baer, stammte aus Aarau. Vgl. Livre Mortuaire de la Ville de Vevey, Bl. 326v Nr. 1248.



*Abb. 2. Selbstbildnis William Michaud (Aquarell im Nachlaß des Barons Taunay).*

jüngeren Bruder Jules gehörte. In einem seiner späteren Briefe erwähnt er daher, nicht ohne Bitterkeit, daß sein Bruder vom Vater alles haben konnte, während für ihn nicht einmal ein paar Batzen übrig waren, mit denen er eine Fahrt in die innere Schweiz oder eine Wanderung in die Berge hätte unternehmen können!

Michaud war erst 15 Jahre alt, als er die Mutter verlor. Er hat ihr bis in sein hohes Alter eine lebendige Erinnerung bewahrt und schrieb später einmal seiner Schwester Emma, daß der vorzeitige Verlust der Mutter in ihm wenige Jahre später den Entschluß befestigt habe, das Vaterhaus zu verlassen und nach Brasilien auszuwandern. In Vevey war es ja keine Seltenheit, daß jemand in die weite Welt hinauszog. Im Jahre 1801 waren z. B. 17 Familien aus Vevey und der näheren Umgebung nach Nordamerika gezogen und



hatten in Kentucky eine Siedlung Neu-Vevey gegründet. Die spätere Notzeit, von der oben die Rede war, ging auch hier nicht spurlos vorüber, so daß das sich ausbreitende Auswanderungsfieber nicht zuletzt auch die Ufer des Genfersees ergriffen hat. Nicht wenige suchten in Brasilien ihr Glück. Die Berichte jener, die drüben Erfolg hatten, namentlich auch die Siedlungspläne Perret-Gentils, der, wie bereits erwähnt, in Vevey Verwandte hatte, gaben der Lust zum Auswandern neuen Auftrieb.

Der in Rio de Janeiro tätige Kaufmann Charles Pradez verbrachte im Jahre 1848 einen Teil seines Europaurlaubes in seiner Vaterstadt Vevey. Er war der Verfasser mehrerer Schriften<sup>15</sup>, die sich mit dem Problem der Auswanderung nach Brasilien befaßten. Mehrfach war er mit dem Vater Michauds zusammen, wobei auch die Zukunft des Sohnes zur Aussprache gekommen war. Pradez traf den jungen Mann in Herzogenbuchsee und fand williges Gehör, als er ihm zuredete, nach Brasilien zu kommen, und dies um so mehr, als er sich dem Vater immer mehr entfremdet hatte. Als weiterer Ansporn kam hinzu, daß ein Jugendfreund, der junge Henri Doge in Vevey, sich bereits zur Auswanderung entschlossen hatte. Und das kam so: Pradez hatte von einem brasilianischen Großgrundbesitzer Pinto den Auftrag erhalten, sich während der Europareise nach einem Fachmann in der Seidenraupenzucht umzusehen, die von der Kaiserlichen Regierung damals mit Nachdruck gefördert werden sollte. Erfolgversprechende Verhandlungen mit einem gewissen Chavannes in Lausanne zerschlugen sich schließlich. An seine Stelle trat dann der junge Henri Doge, der seinerseits seinem Freunde William Michaud den Vorschlag machte, mitzukommen und mit ihm zusammenzuarbeiten. Diesem Anerbieten leistete jener um so lieber Folge, als der Plan offenbar beim Vater nicht auf Widerstand gestoßen war.

So kam es, daß William unterm 20. Oktober 1848 seiner älteren, in Zofingen verheirateten Schwester die überraschende Mitteilung machte, er werde bereits am 6. oder 7. November nach Brasilien abreisen «*parmi les crocodiles et les serpents*»! Er berichtet auch bereits von den Abschiedsgeschenken aus der Verwandtschaft: vom Vater ein Jagdgewehr und zwei Pistolen, vom Taufpaten eine Anweisung auf 200 Franken, zahlbar in Rio de Janeiro, von der Tante Deblue (die bei der Nachricht fast in Ohnmacht gefallen sei!) ein Taschenmesser, Taschentücher, Strümpfe und einige Louis d'or, während Frau Perret einen Schlafsack zu seiner tropischen Aus-

<sup>15</sup> Nach TAUNAY, *Estrangeiros illustres e prestimosos*, in: *Revista do Instituto Historico e Geografico* 5, 2 (1895), 225—248 hat Pradez mehrere Schriften zum Problem der Einwanderung nach Brasilien verfaßt. Später ist er in die Heimat zurückgekehrt und starb 1885 auf seinem Landsitz am Genfersee.

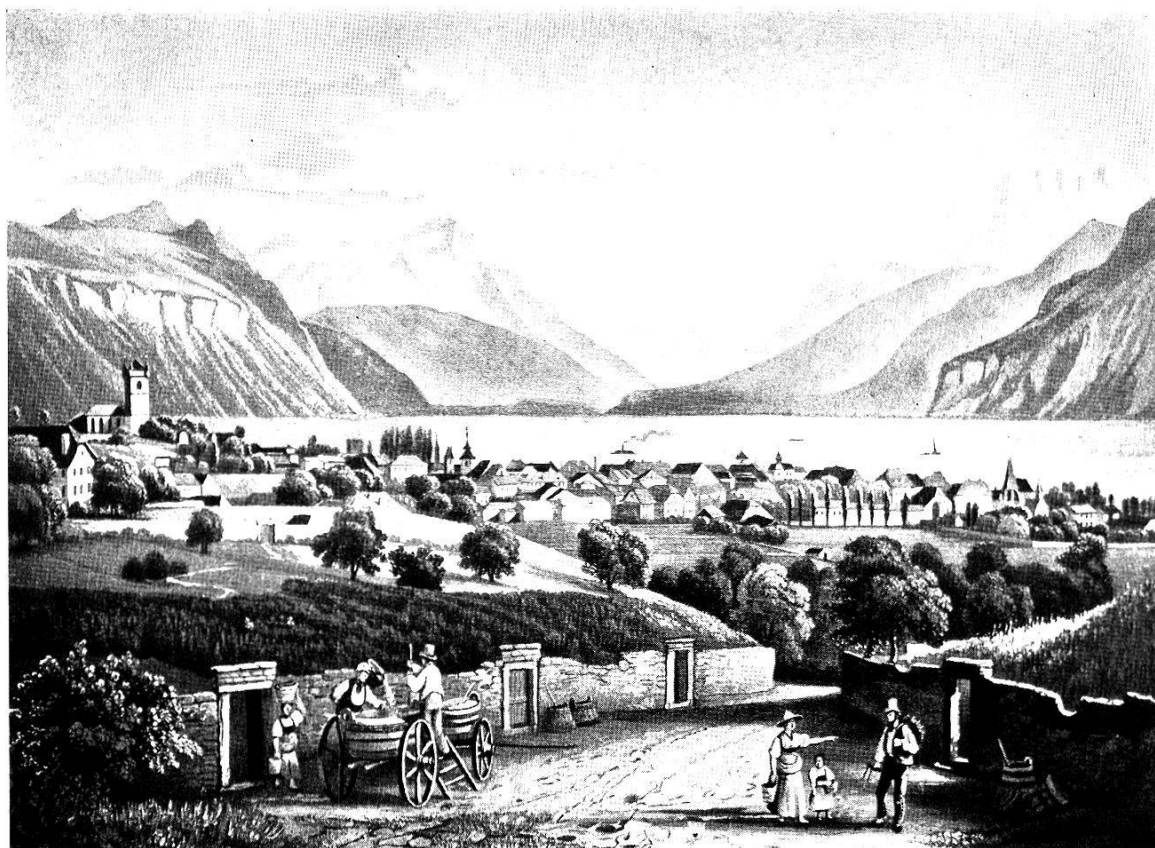


Abb. 3. Alt-Vevey. Das Winzerstädtchen um 1830 (Kupferstichkabinett Landesbibliothek, Bern).

rüstung beigesteuert habe. Und nun gehe es los, und er fügte der Nachricht an seine Schwester bei: «pour peut-être jamais te revoir», nicht ahnend, daß dies nur allzu sehr Wahrheit werden sollte!

Über Le Havre führte damals in der Regel der Weg für Schweizer Auswanderer, und es ist von Interesse, was der dortige Schweizer Agent und Auswandererkommissar am 25. Februar 1849 als Ratschläge für die Ausreisenden niedergeschrieben hat. Das Reisegepäck solle rechtzeitig aufgegeben werden, und zwar nur das von der Post und der Schiffsgesellschaft zugelassene Gewicht. Man solle auch genügend Geld mitnehmen, am besten gute Wechsel auf das Bestimmungsland. Die Kantonalbehörden sollten aber auch einen Vorrat von französischen Banknoten in Stücken von 500, 200 und 100 Franken besorgen, da Gold zu schwer zu beschaffen und Silber zu unhandlich sei! — Die Fahrt von Basel nach Le Havre koste etwa 60 frs. Bis Paris reise man mit der Post und komme am zweiten Tag dort an; im Gasthaus «Zur Stadt Zürich» könne man übernachten und anderntags mit der Eisenbahn weiterreisen. In Le Havre sei das Gasthaus «Zur Stadt Basel» zu empfehlen oder für Reisende mit größeren Ansprüchen der «Weiße Bär», die «Sonne» oder die «Stadt Hamburg».

Vor der Einschiffung solle sich der Reisende für die lange

Reise, die in der Regel 50—60 Tage dauere, die nötigen Lebensmittel, Kochgeschirr und Bettzeug beschaffen, wenn er nicht mit der Schiffskost, der nourriture de l'équipage, vorliebnehmen und dafür einen Zuschlag zahlen wolle.

Damals wurde die Dampfschiffahrt erst vereinzelt in den Dienst der Auswanderung gestellt; schon der Billigkeit halber reiste man mit dem Segelschiff! Immerhin fuhren ein paar Jahre später von Le Havre zweimal monatlich und von Southampton am 9. jeden Monats ein Dampfer nach Rio de Janeiro; die Reise wurde dann in 28—30 Tagen zurückgelegt. Auf den Segelschiffen kostete die Fahrt in der großen Kajüte mit Verpflegung am Tisch des Kapitäns 400 frs., wobei Bett, Wäsche und Getränke eigens zu bezahlen waren. Die Deckpassagiere zahlten für die Passage einschließlich Mannschaftskost 230 frs. Gegen einen Zuschlag von 20 frs. konnte man die Tagesräume benützen.

William Michaud und sein Gefährte reisten programmgemäß mit der Post bis Paris und dann, nach einigen Tagen Aufenthalt zur Besichtigung der Stadt, mit der Bahn bis Le Havre. Die Abfahrt des Schiffes hatte sich jedoch verzögert, so daß die beiden jungen Reisenden sich erst Mitte November auf dem Segler «Achille» unter dem Kapitän Lambert einschiffen konnten. Die Überfahrt verlief ziemlich stürmisch und dauerte 72 Tage. Im Skizzenbuch, das William mitgenommen hatte, suchte er die mannigfaltigen Eindrücke und Erlebnisse, die in Überfülle auf ihn einstürmten, festzuhalten; es füllte sich vom Anfang der Reise an mit Aufzeichnungen und Illustrationen. Leider ist dieses Reisetagebuch, das William bald nach seiner Ankunft an den Vater sandte, allem Anscheine nach nicht erhalten.

Am 1. Februar 1849 ging die «Achille» auf der Reede bei Fort Villgagnon vor Anker. Am folgenden Morgen konnten die Auswanderer, nach der Visite der Sanitäts-, Paß- und Zollbehörde, zum erstenmal den Fuß auf den Boden des «Gelobten Landes» setzen. William war am Ziel. Jung und unternehmend wie er war, unterdrückte er tapfer alle Gefühle der Wehmut und dachte nicht daran, daß er die Schweizer Heimat, seinen Vater, die Geschwister, die Weinberge von Vevey, den geliebten See nie wieder sehen sollte!

Die Schweizer Kolonie in Rio de Janeiro, damals eine Stadt von etwa 200 000 Einwohnern, zählte nach einem Bericht des Generalkonsuls an die Eidgenössische Regierung (vom Jahre 1849) an die 400 Personen. Es lag nahe, daß die Ankömmlinge bei diesen gleich Anschluß fanden. Wie William unterm 12. März an seinen Vater schrieb, war Charles Pradez, der ja den unmittelbaren Anstoß zu seiner Auswanderung gegeben hatte, erfreut, seinen jungen Landsmann wiederzusehen. Die Brüder Decosterd, Teilhaber der Firma



*Abb. 4.* Das Château in der Rue d'Italie zu Vevey: Vaterhaus Michauds (Photo).

Gex & Decosterd Frères, boten dem wohlerzogenen jungen Mann in ihrem außerhalb der Stadt, am Strand der Guanabarabucht gelegenen Landhaus herzliche Gastfreundschaft. Auch andere engere Landsleute konnte er wiedersehen und begrüßen.

Hatte ihn, wie er nach Hause schrieb, am ersten Tag das Leben und Treiben in der Stadt, namentlich das ungewohnte Gewimmel von Schwarzen in den Straßen, befremdet, so fühlte er sich doch bald wie zu Hause. Wie konnte es bei einem jungen Menschen auch anders sein, da ihm in der Gesellschaft von Landsleuten wenigstens in einer Beziehung jenes Gefühl völliger Verlassenheit erspart blieb, das jeden Reisenden befällt, wenn er in ein gänzlich fremdes Land kommt!

Kaum hatte sich William einige Tage mit der so gänzlich neuen Umgebung vertraut gemacht, als er seinem jugendlichen Taten-drang Genüge tun konnte. Mit Henri Doge machte er sich auf den Weg, um einem Walliser aus Yverdon, namens Rosset, Grüße aus der Heimat zu überbringen. Dieser hatte ein Landgut in Jacaré-paguá. Die beiden Wanderer hatten sich natürlich keine Vorstellung davon gemacht, was es bedeutete, einen so weiten Weg, in der sengenden Sonne des brasilianischen Hochsommers, zu Fuß zu



machen. Die herrliche, alle Vorstellungen übertreffende Schönheit der tropischen Pflanzenwelt: die riesigen, mit Schlingpflanzen umwundenen und in flammendem Blütenschmuck prangenden Bäume, die Eleganz der Palme in mannigfaltigen Abarten, die graziösen Bambussträucher, die breitblättrigen Bananenstauden, rechts und links der Straßen die kleinen Behausungen der Einheimischen, im schneeigen Weiß vom lebhaften Grün der Vegetation gar prächtig sich abhebend, das alles berauschte das künstlerische Auge der Wanderer und half ihnen über die Unbilden des weiten Weges hinweg. Von den Einheimischen mit echter Gastlichkeit gelabt und in zuvorkommender Weise über den Weg unterrichtet, kamen sie des Abends, wenn auch recht erschöpft, ans Ziel.

Der bereits bejahrte Landsmann hatte vor drei Jahrzehnten, wegen Unglücks in der Familie, die Heimat verlassen. Er besaß jetzt ein hübsches Landgut mit einer größeren Kaffeeplantage, die von dreißig Sklaven besorgt wurde. Mit offenen Armen nahm er die Gäste auf. Während Henri Doge schon am zweiten Tag den Rückmarsch antreten mußte, durfte William fast drei Wochen die Gastfreundschaft Rossets genießen, wobei ihm mancherlei Belehrungen über die in Brasilien üblichen Pflanzungen zuteil wurden, die ihm später von Nutzen sein sollten.

Inzwischen hatte es Henri Doge unternommen, sich unter den Landsleuten der Kolonie Cantagallo und in anderen Siedlungen am Parahyba umzusehen. Denn offenbar hatte es bald nach der Landung, was die ursprünglichen Pläne anging, eine Enttäuschung gegeben. Schließlich konnte er auf der Fazenda Palmisal bei Ihaguaí, 15 Meilen von Rio entfernt, eine Stellung für sich und William ausmachen. Der Besitzer Tavares hatte sich entschlossen, eine Seidenraupenzucht zu beginnen, indem er auf die in Aussicht stehende finanzielle Förderung seitens der Regierung vertraute. Doge kam mit dem Besitzer überein, daß er die Administration übernehmen und Michaud sein Assistent sein sollte; letzterem wurde neben freier Station ein Jahreslohn von 1500 Franken zugesagt.

Bis dies alles geregelt war, arbeitete Michaud im Kontor der Brüder Decosterd. Im Mai traf er auf seiner Dienststelle ein. Die Wechsel des Vaters und des Paten hatten ihm gute Dienste geleistet bei der Beschaffung der nötigen Ausrüstung. Dem Vater schrieb er, daß er schon wie ein echter Brasilianer aussehe!

Ein halbes Hundert schwarzer Sklaven arbeiteten auf der Fazenda. Eine Anzahl Italiener, in Oberitalien mit der Seidenraupenzucht vertraut, waren als Facharbeiter angeworben; wie es scheint, handelte es sich um recht ungebänderte Elemente, die bei ihren häufigen Händeln ein öfteres Einschreiten der Verwaltung erforderlich machten.

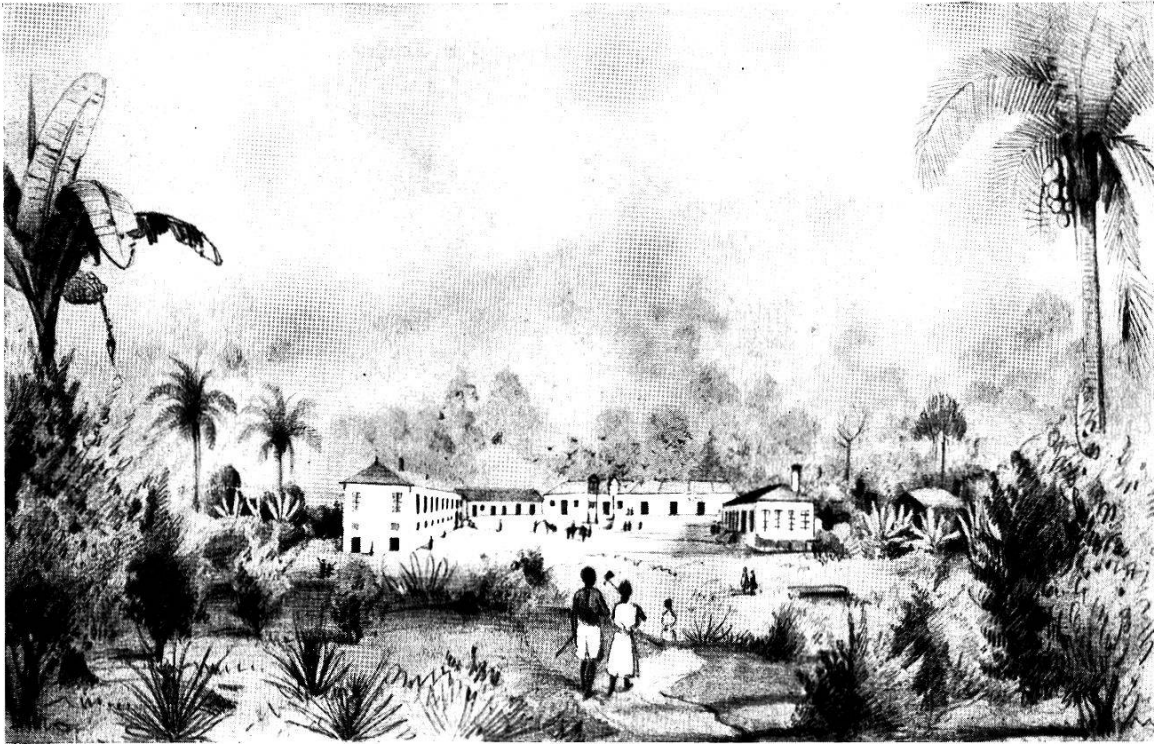


Abb. 5. W. Michaud. Fazenda Palmisal bei Santa Cruz, Rio de Janeiro  
(Skizze im Musée Hist. Vieux Vevey).

Das Experiment endete mit einem völligen Fehlschlag, wie sich nach knapp zwei Jahren erweisen sollte. Schon nach wenigen Monaten stellte sich heraus, daß die aus Italien importierten Seidenwürmer sich unter den anders gearteten klimatischen Verhältnissen Brasiliens nicht bewährten und degenerierten; auch ergaben die zur Aufzucht nötigen Maulbeerbäume viel weniger Ernten, als dies in Italien der Fall war. Obendrein blieben die in Aussicht gestellten staatlichen Subventionen vollständig aus, so daß Tavares seinen Angestellten den Lohn schuldig bleiben mußte. Bereits nach 15 Monaten war Michaud wieder in Rio, wo Charles Pradez sich bemühte, für ihn eine Stellung in einem schweizerischen Handelshaus zu finden.

In einem Brief vom 24. August 1850 berichtete Michaud seinem Vater von den Mißerfolgen auf der Fazenda Palmisal, konnte aber versichern, daß diese Lehrzeit nicht vergeblich gewesen sei. Sie habe ihm ermöglicht, sich mit den Verhältnissen in Brasilien vertraut zu machen. Gesundheitlich gehe es ihm sehr gut, er sei um einen Zoll gewachsen, von der Sonne gebräunt, allerdings etwas mager geworden; denn er habe hart gearbeitet und sich, im Gegensatz zu seinem Freunde Doge, vom ersten Tag an den harten Lebensbedingungen des Landlebens angepaßt.

Dieser Brief ist der letzte uns erhaltene aus dieser Frühzeit. Denn nun beginnt William ein *Wanderleben*, und zwar in ent-

legene Gegenden Zentral-Brasiliens, wo von regelmäßigen Postverbindungen keine Rede sein konnte<sup>16</sup>. Während der Wartezeit in Rio de Janeiro lernte nämlich Michaud einen französischen Ingenieur, Geologen und Landmesser kennen mit Namen Vallée. Dieser war von den Regierungen der Staaten Minas Gerais und Goiás beauftragt, Vermessungen, kartographische Aufnahmen und geologische Untersuchungen vorzunehmen. Vallée suchte einen jungen Mann als Gehilfen, der anständig war und etwas zeichnen konnte. William Michaud griff mit beiden Händen zu. Bot sich hier doch eine geradezu einzigartige Gelegenheit, wenigstens teilweise das Innere Brasiliens genauer kennenzulernen. Zwei Jahre, von 1851 bis 1853 durchstreifte er nun mit seinem Herrn die Weiten jenes vielfach noch unerforschten Landes. Wie tief die Eindrücke waren, die sich ihm einprägten, geht daraus hervor, daß er noch nach fast einem halben Jahrhundert in Erinnerungen an jene Zeit schwelgte: an die weiten Ebenen mit den Wundern der Berge am fernen Horizont, an die unabsehbaren Wälder an den Ufern von Strömen und Flüssen und ihre Pracht, von der sich niemand eine Vorstellung machen könne, an die Ströme des Rio Tocantins, des Rio Paranaíba, des Rio Grande do Paraná und viele andere, mit denen nichts in der heimatlichen Schweiz sich vergleichen könne.

Der Umgang mit Vallée bot viele Vorteile für den jungen Mann. Später schrieb er, daß er bei ihm mehr gelernt habe als während der fünf Jahre im Collège von Vevey! Vorzüglich hatte er Gelegenheit, sein Wissen in der Mathematik, in der Geologie und in den Naturwissenschaften zu erweitern. Auch konnte er sich unter Anleitung seines Chefs im Zeichnen weiterbilden, für das er, wie bereits erwähnt, ein angeborenes Talent hatte. Vallée ließ ihn unter anderem die kartographischen Aufnahmen für die Regierung in Goiás mit Federzeichnungen ornamentieren. Diese erregten so großes Wohlgefallen, daß der Präsident der Provinz ihm nach Abschluß der vertraglichen Arbeiten den Vorschlag machte, als Professor des Französischen und als Zeichenlehrer in Goiás zu bleiben. Michaud lehnte jedoch ab mit der Begründung: «J'ai refusé par la raison que je craignais de me trouver seul et isolé, sans amis au milieu d'un peuple imbus de préjugés contre les étrangers». Später hat er eingesehen, daß er wohl zu pessimistisch war und mit der Ablehnung des Vorschlages einen

---

<sup>16</sup> Erst Ende 1883 hat Michaud mit den Geschwistern wieder einen regelmäßigen Briefwechsel aufgenommen; sein jüngerer Bruder Jules war kurz vorher gestorben. Es liegt nahe, anzunehmen, daß das Zerwürfnis zwischen den beiden Brüdern schuld war an der jahrelangen Unterbrechung der geschwisterlichen Beziehungen.

Fehler begangen hatte; seinem ehrlichen und geraden Charakter gibt der Vorgang ein gutes Zeugnis: «Avec un peu plus de blague et hardiesse, j'aurais peut-être mieux réussi, mais ces moyens m'ont toujours répugné.» Vielleicht hätte sonst sein weiteres Leben in Brasilien eine andere Wendung genommen. So aber kehrte er nach Rio de Janeiro zurück.

Damals lief die Propaganda für Superaguí auf vollen Touren. Und so ließ Michaud sich von Perret-Gentil, der bereits das Generalkonsulat aufgegeben hatte und sich nach Superaguí übersiedeln vorbereitete, überreden, seine Schritte dorthin zu lenken und so seinem Schicksal entgegenzugehen. Am 1. Januar 1854 ist er auf der Halbinsel eingetroffen.

## II.

### *Reise nach Südbrasilien und Niederlassung in der Kolonie Superaguí.*

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts, als es noch keine Bahnverbindung zwischen S. Paulo und den Südstaaten gab, wickelte sich der Verkehr nach Paraná, Santa Caterina und Rio Grande do Sul fast ausschließlich auf dem Seeweg ab<sup>17</sup>.

Die Küstenschiffahrt war das verhältnismäßig bequemste und schnellste Verkehrsmittel. In den fünfziger Jahren hatte das Handelshaus Ferreira in Rio diese Linie zu betreuen und hatte die Verpflichtung, alle 15 Tage ein Dampfboot in beiden Richtungen von Rio nach Florianapolis (damals Desterro) laufen zu lassen. Der Dienst wurde von zwei älteren und zwei neueren Dampfbooten versehen. Die «Paranaense» und die «Catarinense» waren zwei Personen-Frachtdampfer, die von Rio abgingen und die Häfen Ubatuba, S. Sebastiao, Santos, Iguapé, Cananeia, Antonio und Paranaguá anliefen, von dort nach S. Francisco und Desterro fuhren.

Dagegen waren der «Imperator» und die «Imperatrix» eine Art Schnellboote, komfortabel eingerichtet, die nur in Ubatuba, Iguapé, Cananeia und Paranaguá anlegten. Sie boten bequeme Unterkunft und eine mit allerlei Leckerbissen besetzte Tafel, wie ein junger Leipziger, der sich im Jahre 1858 nach Paranaguá begab, um dann sechs Jahre in der Baía dos Pinheiros tropische Pflanzenwelt zu studieren und zu zeichnen, berichtet. Der junge

<sup>17</sup> Vgl. ROBERT AVÉ-LALLEMANT, Reise durch Südamerika, Leipzig 1859, 379 ff.

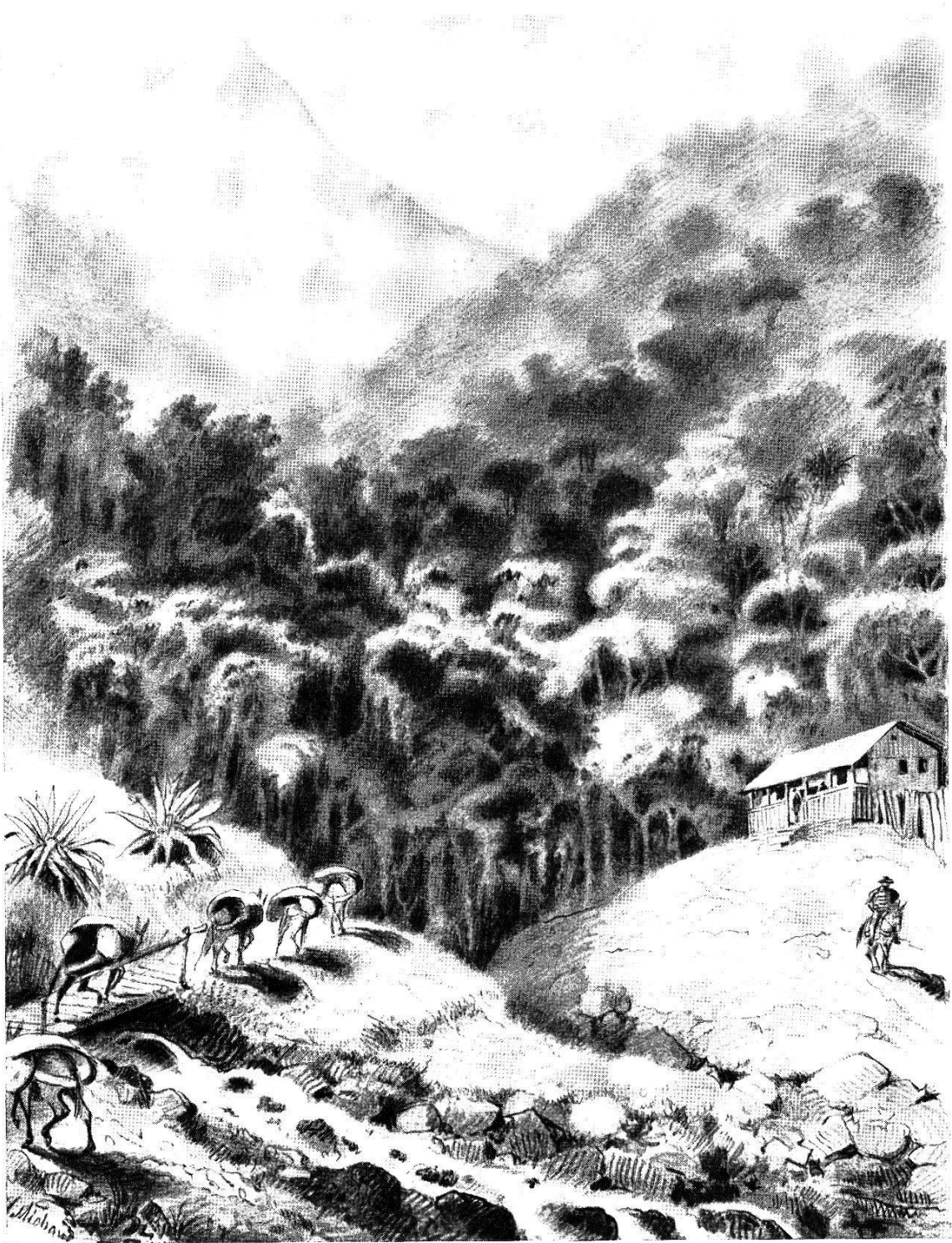


Michaud ist vier Jahre vorher wohl mit dem Frachter nach Paranaguá gereist.

Für unsere Kenntnis ist es ein günstiges Zusammentreffen, daß die beiden fast gleichaltrigen Männer, der Leipziger Platzmann vom Strand der Elster und Michaud vom Ufer des Genfersees, um dieselbe Zeit an der Bucht von Paranaguá gelebt haben. Somit fügt es sich, daß die Naturschilderungen aus der gewandten Feder des Leipzigers es uns ermöglichen, die Stimmung wieder zu erkennen, in der sich Michaud beim Betreten der Kolonie Superaguí befunden haben mag. Beide sind vom ersten Augenblick an gefangen von der überwältigenden Schönheit der Landschaft.

Mit enthusiastischen Worten schildert Platzmann die Insel Pinheiro, auf der er wohnte und die der Küste vorgelagert ist, an der Michaud seine neue Heimat gefunden hatte: Inmitten der Bucht gelegen, «von hohen duftig aufsteigenden Waldgebirgen eingeschlossen. Wald, wo man hinsieht, spiegelt sich im tiefen Blau des Wassers, diese großartige Waldeinsamkeit, des Urwaldes tausendjähriges Wachstum!» «O hättest du Zeuge sein können», schreibt er seinem Vater, «dieses ersten Morgens! Der Landwind hatte über Nacht alles so rein gefegt! Die Berge standen seitlich von der Sonne beschienen, in der Morgenbeleuchtung da! Das Rauschen des Wassers, das Lispeln in den Fiedern der Palmen, das Zirpen der Heimchen, nie gehörte Vogelstimmen schlugen als ebenso viele ungewohnte Laute an mein Ohr! Um die Blüten der Orangen summten goldschimmernde Kolibris. Im Schatten der Baumkronen gurrten wilde Turteltauben, weiße Ibis lauerten auf Beute am Ufer!»

«Geht die Sonne auf über der immergrünen Waldlandschaft, die, von nassem Duft umhüllt, ihr Bild in stillen Wasserspiegeln findet, zieht dann der Morgen einher auf den waldbestandenen freundlichen Höhen der Berge, dann erkennt man den hohen Wert, in solcher Umgebung selbst noch jung und gesund zu sein! Denn alle diese Wälder und Berge stehen dir offen zu jeder Stunde! Das schlanke Boot führt dich über die blaue Flut, gleitet mit dir durch alle Schlangenwindungen der schmalsten Kanäle, deren Wasser, von beiden Ufern her überwölbt und kristallrein über goldglitzernden Sand hinfließend, nicht von den Strahlen der Sonne erwärmt wird. Fast noch die ganze Pracht der Tropen mit ihren Palmen und Farrenkräutern, mit ihren herabhängenden Riesengräsern und den wunderbaren Blumen und Früchten siehst du dann in morgenfrüher Heiterkeit des Gemütes vor dir stehen! Ja, es gibt eine Freiheit, die in dem naturfrischen Brasilien doppelt köstlich ist. Leicht gemacht wird dir die Möglichkeit, dein Inneres freizuhalten von so vielen zerstreuen- und zersplittern-



*Abb. 6. W. Michaud. Tropa (Maultierkolonne) und Venda (Kaufhaus)  
im Bergland von Minas Gerais (Musée Hist. Vieux Vevey).*

den Einflüssen! Wohl dem, der sich diese Freiheit hier zu schaffen weiß: für ihn ist dann alles Freude, alles Stärkung, alles Genuß!»

Und die Menschen in diesem Paradies? Michaud sucht sie in folgender Weise zu charakterisieren: «Die an den Ufern der Bucht und in den umliegenden Wäldern lebenden Menschen haben sich,

abseits vom Verkehr und in einem gesunden Klima, eine große Unbefangenheit und Harmlosigkeit bewahrt. Man trifft unter ihnen edle Gestalten, mit natürlichem Anstand begabt. Stolz im Genuß einer unbeschränkten Freiheit und Bedürfnislosigkeit sind sie mäßig in Speise und Trank, reinlich in Kleidung und Körperpflege, vorurteilsfrei und gastfreundlich gegen Fremde. Die Männer obliegen meist dem Fischfang, während die Frauen und Kinder die Arbeit im Haus und auf dem Feld besorgen».

Ganz ähnlich beschreibt auch Platzmann die Bewohner von Superaguí. Und Sebastian Paraná sagt: «Für den einfachen Mann dort ist der Horizont, den er vom Stand seiner primitiven strohgedeckten Hütte sieht, die Grenze der Welt. Was gestern war, ist vergessen, was morgen sein wird, daran denkt er nicht. Seine Viole ist der Ausdruck seiner dunklen und der heiteren Stunden. Abergläubisch und fromm bis zum äußersten, übertreibt er doch nicht seine Gebete und die Verehrung seiner Heiligen, nennt aber stets mit aufrichtiger Hingabe den Namen Gottes, seines Wohltäters!»<sup>18</sup>

So sehr war der junge Michaud mit seinen noch nicht 25 Jahren angetan von den Eindrücken, die ihm die erhabene Natur der Landschaft auf der einen, die Menschen von Superaguí in ihrer Natürlichkeit und Schlichtheit, fast möchte man sagen in ihrer natürlichen Menschlichkeit, auf der anderen Seite, vermittelten, daß er sich von ihnen, offenbar ohne großen Widerstand, überwältigen ließ. Sein Schicksal wurde ein Mädchen, eine Halbwaise aus einfachsten Verhältnissen, wie sie eben damals dort anzutreffen waren: Custodia Amerigo! Er heiratete sie noch im gleichen Jahr 1854, und sie schenkte ihm schon im folgenden Jahr das erste Kind, dem innerhalb der folgenden zwei Jahrzehnte noch weitere acht sich zugesellten. Das erste erhielt nach der verstorbenen Mutter, der unvergessenen, den Taufnamen Marie Luise.

Mit diesem folgenschweren Schritt vollzog Michaud den Bruch mit der Vergangenheit, verbunden mit dem Hineingleiten in die von seinen früheren völlig verschiedenen sozialen Verhältnisse<sup>19</sup>. Es zeugt für die ernste Lebensauffassung und seine tiefanständige Gesinnungsart, daß er keinen Augenblick daran dachte, sich den

<sup>18</sup> SEBASTIANO PARANÁ, *Chorographia do Paraná*, Curitiba 1899, 692.

<sup>19</sup> Ein uns in beglaubigter Abschrift vorliegendes Exemplar des Testamentes vom 15. Mai 1864 bewertet die väterliche Hinterlassenschaft mit der damals respektablen Summe von 160 000 Franken. William, von dem es heißt, daß er sich in Brasilien befinde, sollte davon wie die übrigen Geschwister ein Achtel erhalten. Nach dem Tode des Vaters ist allem Anscheine nach Jules als der Haupterbe nie in die Lage gekommen, die Geschwister auszuzahlen.



Abb. 7. W. Michaud. Wohnhaus und Pflanzungen (Aquarell im Musée Hist. Vieux Vevey).

Folgen seines Verhältnisses zu Custodia zu entziehen, wie so mancher junge Mann in einem fremden Land es in ähnlicher Lage wohl getan hätte. Diese eheliche Verbindung war doch der tiefste und entscheidendste Grund dafür, daß er nun für den ganzen langen Rest seines Lebens, fast ein halbes Jahrhundert, auf jenem weltentlegenen Fleckchen Erde festgehalten worden ist. Nie hat er jedoch in den Briefen an die Geschwister auch nur mit einem Wort zu erkennen gegeben, daß er seinen Entschluß bereut hat! Im Gegenteil, er konnte mit gutem Gewissen versichern, daß Custodia ihm sogar seine früh verlorene Mutter ersetzt hat, ihm eine treue Gefährtin war, die redlich mit ihm Freuden und Leiden, Mühen und Entbehrungen, Arbeit und Armut und auch die seltenen Strahlen einer freundlicheren Sonne geteilt hat.

Michaud setzte nun alles daran, für sich und seine Familie möglichst bald eigenen Grund und Boden zu erwerben, um dadurch seinen häuslichen Herd fest zu begründen. Die kleinen Ersparnisse aus seiner Arbeit mit dem Ingenieur Vallée, wohl auch das Entgegenkommen Perret-Gentils, haben ihm dies ermöglicht. Letzterer erwähnt in einer 1856 an die Regierung in Curitiba gerichteten Eingabe, daß er, um auch kleinen Leuten die Niederlassung



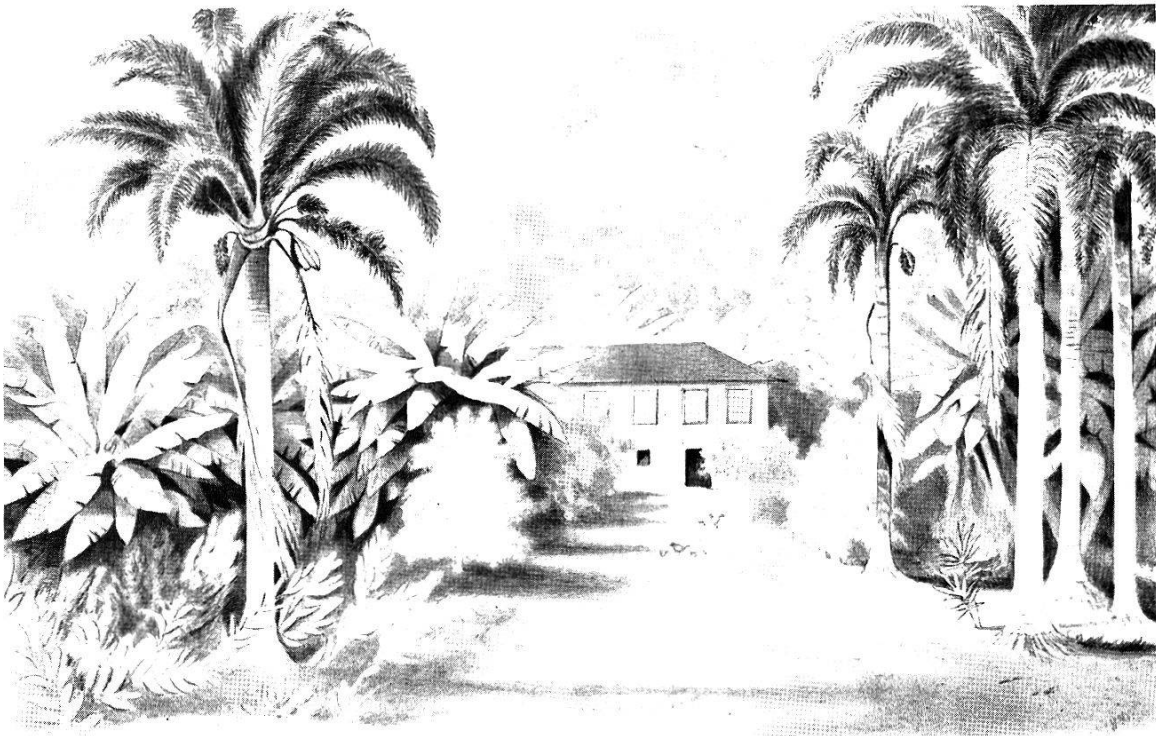


Abb. 8. W. Michaud. Wohnhaus inmitten eines Orangen- und Bananenhains (Aquarell im Musée Hist. Vieux Vevey).

auf Superaguí zu erleichtern, Landlose in der Größe von 10 bis 15 000 Quadrat-Braças (ca. 5 bis  $7\frac{1}{2}$  Hektar) verkaufe oder in Erbpacht gebe. Der Käufer oder Erbpächter (*foreiro perpetuo*) entrichte vom angenommenen Kaufpreis einen Jahreszins von 5 v. H., könne jedoch jederzeit durch Kauf Eigentümer des Grundstücks werden. Es kann angenommen werden, daß Michaud von dieser Erleichterung Gebrauch gemacht hat.

In den ersten Jahren seiner Ehe war oft genug Schmalhans Küchenmeister. Später (1883) schrieb Michaud offen, daß das Leben ihm nichts geschenkt habe. Er habe Entbehrungen und Krankheiten aller Art durchmachen müssen. Oft habe es am Allernötigsten gefehlt, und mehr als einmal habe er nicht einen Batzen bares Geld im Hause gehabt! Mit Custodia habe er aber stets durchgehalten, eines das andere ermutigend, alle Schwierigkeiten überwindend und die zahlreiche Familie redlich ernährend. Dank ihrer Standhaftigkeit und Ausdauer sei es ihnen dann nach und nach gelungen, ihre wirtschaftliche Lage zu verbessern.

Ob zu dieser Besserung eine finanzielle Hilfe der Heimat beigetragen hat, ist zu bezweifeln. Michaud hätte zwar nach dem 1864 erfolgten Tod des Vaters in den Besitz des ihm testamentarisch vermachten Anteils an der Hinterlassenschaft, der im oben (Anm. 19) erwähnten Testament mit 20 000 Franken beziffert war, gelangen sollen. Dies wäre, an den Verhältnissen in Superaguí ge-

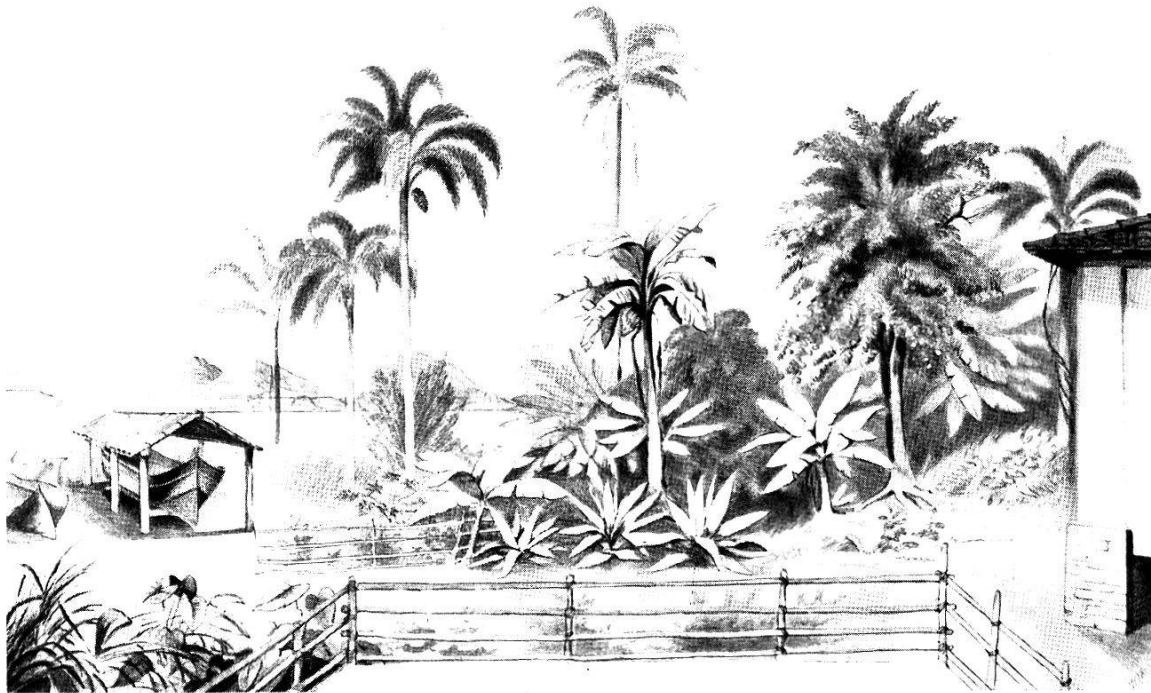


Abb. 9. W. Michaud. Landeplatz und Bootschuppen (Aquarell im Musée Hist. Vieux Vevey).

messen, ein sehr ansehnliches Vermögen gewesen. Verschiedene Umstände deuteten jedoch darauf hin, daß Schwierigkeiten entstanden oder wohl von seinem Bruder, dem Haupterben, gemacht wurden. Bei dem Charakterbild, das wir uns von Michaud machen können, ist sogar die Vermutung nicht von der Hand zu weisen, daß er von seinem Bruder nichts annehmen wollte, oder daß er zugunsten seiner Geschwister auf das Erbe verzichtet hat.

Die Besitzung Michauds umfaßte einen Landstreifen, der sich von der Kanalküste über die Berge hinüber in die Ebene am Ozeanstrand erstreckte. Zwei gewaltige Bergrücken, der Morro Barbado, dicht bewaldet, eigneten sich nach der Rodung zur Anlage von Pflanzungen<sup>20</sup>. Der Rio Fundo versorgte das Land mit Wasser. Wie sein Name andeutet, konnte er sich in der Regenzeit und bei den wolkenbruchartigen Regen, die fast regelmäßig die

<sup>20</sup> Ein gefährlicher Feind dieser an den Bergabhängen angelegten Pflanzungen war (wie es heute noch ist) die Erosion. PLATZMANN schreibt S. 77 darüber: Die ungeheuren Wassermassen, die mit unvorstellbarer Wucht und Fülle in den tropischen Gewittern aus den Wolken zur Erde herabstürzen, richten große Verheerungen an. Es kann vorkommen, daß ganze Waldabhängen über Nacht verschwinden. Wo gestern noch tausende mächtige Urwaldriesen standen, starrt einem heute nur noch nackter Fels entgegen oder eine Halde roter Erde. Die üppige tropische Pflanzenwelt wurzelt aber nur in einer Humusschicht, die sich mit Wasser vollsaugt und durch ihr Gewicht bewirkt, daß ganze Berggipfel vom felsigen Untergrund abgleiten und in die Tiefe donnern.

tropischen Gewitter begleiten, in einen reißenden Bergbach verwandeln. Das Land jenseits des Berges gab Raum für eine kleine Weide und, in den sumpfigen Teilen, für die so wichtige Reis-pflanzung.

So war also William Michaud, der Sohn gutsituierter Eltern, dem in der Heimat eine gut bürgerliche Lebenshaltung möglich und wohl auch in Brasilien unter günstigeren Verhältnissen eine angesehene Lebensstellung sicher gewesen wäre und der als junger Mann mit hochfliegenden Plänen und Hoffnungen in das «Land der Verheißung» gekommen war, landwirtschaftlicher Kleinsiedler geworden. An das harte Leben auf dem Lande hatte er sich bereits auf der Fazenda Palmisal gewöhnt. Auf den strapaziösen Wanderungen in Minas Gerais und Goiás hatte seine Gesundheit sich gestählt. Und nun galt für ihn wörtlich das gleiche, was Platzmann dem Vater schreibt: es sei unmöglich, dem verwöhnten Europäer einen Begriff zu geben von der Art des Urwaldlebens, in dem sogar die allereinfachste Nahrung, wie Milch, Butter und Brot, entbehrt werden müßte! Aber «der Körper akkomodiert sich den Entbehrungen, ja sie stärken ihn! Hat man die Übergangsperiode überstanden, war man kräftig genug, sich so harten Entbehrungen zu unterziehen, so fangen Körper und Geist an, Kraft aufzusaugen aus dem Tau der Nächte, aus dem Toben des Sturmes, aus der Ermüdung der Arme und Beine. Die Lungen atmen voller im feuchten Schatten des Waldes, und die Muskeln stählen sich. Mit Sorgfalt wird gearbeitet, mit Appetit gegessen, was sich gerade darbietet, und es wird vortrefflich geschlafen!»

Das Klima auf Superaguí wurde mit Recht in den Propagandaschriften Perret-Gentils als gesund bezeichnet, ähnlich wie in Europa im späten Frühling oder frühen Herbst, immer frisch und erquickend. Land- und Seebrisen, Meer und Wald wirkten abkühlend; wenn es aber einmal sehr drückend schwül wurde, so ballten sich mit großer Regelmäßigkeit und oft überraschender Schnelligkeit Gewitterwolken am Himmel zusammen, um sich, von oft wilden Stürmen begleitet, zu entladen und eine angenehme Kühle zu verbreiten.

Michaud setzte in den folgenden Jahren alles daran, um für seine nach und nach zahlreich werdende Familie ein menschenwürdiges Dasein zu ermöglichen. Anfangs mußte er sich, wie es auf der Halbinsel üblich war, mit einem Rancho aus Flechtwerk mit Lehm, gedeckt mit Palmblättern, zufriedengeben. Unverdrossen wurde Hand angelegt, um anstelle des Urwaldes eine Pflanzung entstehen zu lassen. Die Landwirtschaft auf Superaguí wurde mit denselben primitiven Methoden betrieben, wie sie heute noch üblich sind, wenn große Waldflächen zur Verfügung stehen.

Man schlug ein Stück Wald, brannte nach einigen Wochen, in der Regel Mitte August, die Rodung ab und pflanzte auf dem jungfräulichen Boden, der anfangs von einer kaum vorstellbaren Fruchtbarkeit ist, was er nur hergeben will. Natürlich zuerst das zum täglichen Leben Erforderliche, Bohnen vor allen Dingen, das mit Trockenfleisch zusammengekochte Nationalgericht, das in Brasilien bei keiner Mahlzeit fehlen darf, ferner Reis und besonders Mais für das tägliche Brot und als Nahrung für das Feder- und Borstenvieh, dann Maniok, das Knollengewächs, das zu Farinha, d. h. zu einem Mehl, verarbeitet wird und, mit Schmalz geröstet, als nahrhafte Beigabe zu vielerlei Gerichten dient.

Auf eine besorgte Frage seiner Geschwister, wie er denn seine Familie ernähre, konnte er später antworten, daß es gewiß nicht leicht sei, eine zahlreiche Familie zu erhalten. Zum Glück seien jedoch die Lebenskosten gering. Die eigene Pflanzung liefere Kaffee, Zucker, Aipim, Farinha, Gemüse aller Art, Mais, Bohnen, Reis; Früchte, wie Orangen, Zitronen, Bananen, Wasser- und Baummelonen, Ananas und Abacaxi, sowie andere tropische Früchte gebe es in überschwenglicher Fülle und Mannigfaltigkeit. Das Meer helfe mit einem unerschöpflichen Reichtum an Fischen aller Art, an Krabben und Krebsen, namentlich gebe es Unmengen vorzüglicher Austern. Alles dies koste nichts als die Mühe, es zu fangen. Ähnlich sei es mit dem Wildbret für den, der die Jagd liebe. Der Veado (das brasilianische Reh), das Wildschwein, der Tapir(anta), die Cutia (das sog. Ferkelkaninchen), das capybara (das Wasserschwein) und die paca, ein Halbkaninchen von der Größe eines Dachses, die auch heute noch als das beste Wildbret Brasiliens gilt. Von den Waldvögeln gab es auf Superaguí verschiedene Arten von Wasserhühnern, den Pato, eine Kreuzung von Gans und Ente von ungeheurer Fruchtbarkeit, den Jacuguassú, vor allem jedoch den Jacutinga, der mit seinem weißgesprenkelten Gefieder und dem blauen Schnabel dem Geschmack nach dem europäischen Fasan, der Größe nach eher dem Truthahn zu vergleichen ist. — Michaud versuchte auch den Anbau von europäischem Obst und von Gemüse heimatlicher Art. Der Anbau von letzterem war jedoch nur in den kühleren Monaten April bis August möglich und zudem wegen des mannigfaltigen Ungeziefers wenig erfolgversprechend. Eine besondere Sorgfalt legte Michaud später auf den Anbau von Reben, die an den Abhängen des Morro Barbado einen guten Ertrag gaben. — So brauchte für die Familie an Lebensmitteln eigentlich nur das Trockenfleisch gekauft zu werden, das damals wie heute aus Rio Grande do Sul und aus Argentinien importiert wurde.

Somit war mit der Anlage der ersten Pflanzungen, deren Um-



fang den vorhandenen Arbeitskräften angepaßt werden mußte, für den Lebensunterhalt gesorgt. Später wurde die Anbaufläche allmählich erweitert, war doch darauf Bedacht zu nehmen, daß durch Verkauf von Bodenerzeugnissen bares Geld ins Haus kam. Die bergigen Abhänge der dem Ozean abgewandten Küste eigneten sich zum Anbau von Kaffee. Und in Erinnerung an die Weinberge der Heimat konnte Michaud später auch nicht, wie eben erwähnt, der Versuchung widerstehen, das Beispiel seines Nachbarn, des Elsässers Sigwalt, nachzuahmen und sich dem Weinbau zu widmen. Er hatte schließlich 1600 Rebstöcke und sprach mit Stolz davon, daß der daraus gewonnene Wein als ein «petit Bordeaux» angesprochen werden könne, der jenem von Vevey nicht nachstehe! In der Tat heißt es in einem amtlichen Bericht an die Assembleia vom 31. März 1877: «O vinho que se fabrica na colonia (de Superaguí) tem tido boa acceitação neste Capital (sc. Curitiba)».

Auch der Kaffee von Superaguí war von guter Qualität und wurde in Paranaguá sowie im ganzen Küstengebiet gern gekauft. Im eben erwähnten Bericht heißt es darüber: «O café é de boa qualidade e muito procurado no mercado do litoral.» Vom Stand der Kaffeepflanzung und von der Lage des Kaffeemarktes hing das Wohlergehen der Familie wesentlich ab, wie ja der Kaffee damals wie heute die wesentliche Grundlage der nationalen Ökonomie Brasiliens darstellt. Die Geschichte dieser Monokultur ist weitgehend eine Leidensgeschichte; und so war es auch in jenem südlichsten Anbaugebiet von Superaguí. Michaud berichtet in seinen Briefen immer wieder über die Entwicklung der Pflanzung, die Gunst oder Ungunst der Witterung, die Blüte, die Ernte und namentlich über das Auf und Ab der Marktlage. Ein charakteristisches Beispiel dafür gibt Michaud aus den neunziger Jahren. Am 14. Dezember 1890 schreibt er, daß die Arroba (= 15 kg) Rohkaffee einen bis dahin unerhörten Preis von umgerechnet 53 Schweizer Franken gebracht habe. Die Freude der Siedler war um so größer, als der Kaffee in jenem Jahr dreimal zur Blüte angesetzt hatte und daher für das folgende Erntejahr eine Rekord-ernte erhoffen ließ. Fünf Jahre später hören wir aber, daß es in den verflossenen vier Jahren kaum eine Ernte gegeben habe, infolge ständiger Ungunst der Witterung! Zu allem Unglück habe es auch keinen Wein gegeben, und zwar infolge ungewöhnlicher und andauernder Trockenheit, so daß Michaud das in der Heimat in solchen Fällen gebräuchliche Wort anwenden konnte: «Adieu, paniers, vendanges sont faites!» Stürmische Unwetter richteten zum Überfluß große Verwüstungen an. Dagegen gab es 1901 wieder eine große Kaffee-Ernte; die Preise waren aber so tief gestürzt,

daß sich kaum die Kosten der Ernte und der Aufbereitung lohnten, ja das Geerntete sogar völlig unverkäuflich blieb.

So gab es große Not, denn außer Kaffee und hie und da etwas Wein war kein anderes Erzeugnis zu Geld zu machen. Einzige Ausnahme bildete die gut gedeihende Banane, die gewöhnlich an Aufkäufer abgegeben und von diesen entweder an einlaufende Schiffe in Paranaguá verkauft oder in größeren Ladungen nach Argentinien verfrachtet wurde.

In Superaguí gab es keinerlei öffentliche Verkehrsmittel und auf lange hinaus keine Verkehrswege. Nur die Nachbargehöfte waren auf Pikaden (Waldwegen) erreichbar, die oft von den wuchernden Schlingpflanzen oder von gefallenem Waldriesen zu säubern waren. Der Hauptverkehr spielte sich daher zu Wasser ab; jeder Siedler hatte eines oder mehrere Boote. Die einzige öffentliche Straße, wenn man sie als solche bezeichnen kann, führte der Telegraphenlinie Cananeia nach Antonina entlang, war aber dem Verkehr kaum dienlich. Im Jahre 1895 wurden zwar die Mittel zum Bau einer Straße von Guaraquessaba nach Iporanga und Cananeia bewilligt, der Plan kam aber nie zur Ausführung. Der Ruf nach Straßen durchzieht die Geschichte von Paraná wie ein roter Faden; das Problem ist auch heute noch nicht befriedigend gelöst. Zwar wurde 1873, einer unumgänglichen Notwendigkeit folgend, eine Fahrstraße von Paranaguá nach Curitiba gebaut. Das Gebiet von Superaguí ist jedoch noch heute ebenso weltentlegen wie damals. Der Mangel an Transportwegen hat, neben anderem, am meisten dazu beigetragen, daß nach dem Tode der ersten Gründer die einst mit großen Hoffnungen begonnene Siedlung auseinandergefallen ist.

### III.

#### *Michaud und die Entwicklung der Kolonie Superaguí.*

Im Bereich der Gründung Perret-Gentils war Michaud wohl der einzige, dem eine bessere Bildung und Erziehung zuteil geworden war. Sein Anwesen entwickelte sich daher mit der Zeit zu einer Art Zentrum, besonders nachdem Perret-Gentil sich zurückgezogen hatte. Weder seitens der kaiserlichen noch später der republikanischen Regierung ist etwas Nennenswertes zur Förderung der Gründung geschehen. Die Rechenschaftsberichte (relatórios) der verschiedenen Präsidenten und Vizepräsidenten von Paraná sind zwar voller verständiger, klar- und weitsichtiger Auslassungen über das Problem der Besiedlung Paraná's, immer wieder fehlte es jedoch an den nötigen Mitteln. Eine Wiederbelebung

der Einwanderungspolitik und deren Förderung wurde vom Präsidenten Alfredo d'Escragnoles-Taunay betrieben. Er besuchte während seiner leider zu kurzen Regierung alle Kolonien persönlich und gründete überall Klubs zur Förderung der Einwanderung und Hilfeleistung an neue Einwanderer. Von seinen Gegnern mußte er sich deswegen heftige Angriffe gefallen lassen. Verteidigt wurde er von seinem Nachfolger Joaquim de Almeida Faria Sobrinho, der in seinem Relatório von 1886 schreibt, daß Taunay dem Siedlungsproblem «die besten Energien seines überlegenen Geistes» gewidmet und in dieser Hinsicht die von seinem Vorgänger Zacarias de Goes begründete Tradition befolgt habe.

Alle Bemühungen Perret-Gentils um staatliche Beihilfen waren jedoch ohne Erfolg geblieben. Im Relatório des Vizepräsidenten José Antonio Váz de Carvalhães vom 4. Januar 1857 wird Bezug genommen auf eine Eingabe vom 30. November 1856: die Siedlung Superaçu mache langsame Fortschritte, trotz fast unüberwindlicher Schwierigkeiten. Man zähle zurzeit 88 Familien mit zusammen 403 Personen, davon 348 Brasilianer und 55 Ausländer. Im laufenden Jahr sei es zu acht Eheschließungen zwischen Einheimischen und Ausländern gekommen; 18 Geburten seien registriert worden. Kaffee, Zucker, Reis, Baumwolle und Mais würden angebaut, auch Tabak und Gemüse sowie Obst- und Maulbeerbäume würden gepflanzt. Ein Engenho (Zuckermühle) erzeuge Zucker und Aguardente. Eine Ziegelei liege leider still aus Mangel an Facharbeitern. Für die Kranken werde durch eine Apotheke und eine Enfermaria gesorgt.

Perret-Gentil fährt dann in seinem Bericht fort, daß der Verkehr und der Transport landwirtschaftlicher Erzeugnisse innerhalb der Kolonie auf dem Wasserwege erfolge; hemmend hingegen wirke sich die weite Entfernung zum Handelszentrum in Paranaguá aus. Es mache sich auch das Fehlen einer administrativen Behörde empfindlich bemerkbar, namentlich einer Polizei, die das viele Stehlen unterbinden könnte. Was aber vor allem fehle, seien Kirche und Schule, die erfahrungsgemäß ein wesentliches Element für das Gedeihen jeder neuen Siedlung seien. Perret-Gentil bittet daher um eine auf zehn Jahre befristete Anleihe, um damit die Heranziehung neuer Siedler zu erleichtern.

Die gleiche Bitte wiederholt er später, wie denn im Relatório von 1860 gesagt wird, daß Perret-Gentil nun bereit sei, Kirche und Schule auf eigene Rechnung zu bauen, da dies für die weitere Entwicklung seiner Gründung von entscheidender Bedeutung sei.

Drei Jahre zuvor, am 7. Januar 1857, hatte der Vizepräsident bei der Eröffnung der Assembleia in ausführlichen Darlegungen auf die Notwendigkeit hingewiesen, das Unterrichtswesen zu orga-

nisieren und auszubauen. Die Notwendigkeit einer Volksschule in Superaguí anerkannte nun der Präsident Antonio Barbosa Gomes Nogueira in der Schlußrede zur zweiten Sitzung der 4. Legislaturperiode. Es geschah aber weder von der einen noch von der anderen Seite etwas. Erst im Jahre 1871 wird ein gewisser João Francisco de Sant'Anna Neves als interimistischer Lehrer genannt. Es wird gesagt, daß 29 Schüler bei ihm eingeschrieben waren. Was dies in Wirklichkeit bedeutete, möge an der allgemeinen Lage des Schulwesens in Paraná illustriert werden.

Im Jahre 1874 gab es nach amtlicher Statistik im Staat Paraná 12 558 Buben und 12 684 Mädchen; von diesen gingen aber nur 2558 bzw. 1866 in die Schule. Es hieß dann, diese trostlose Situation dürfe nicht fort dauern: «*Crear escolas é traçar o caminho do progresso!*» 1880 gab es dann für rund 150 000 Einwohner 116 Volksschulen, davon 85 staatliche, 31 private und subventionierte; eingeschrieben waren 3626 Schüler, von denen aber nur 2885 zum Unterricht kamen. Es fehlte demnach damals nicht an Schulen, sondern an den Schülern. So war es gang und gäbe, daß Schulen wieder geschlossen wurden «*por falta de frequência!*»

In Superaguí stabilisierten sich die Schulverhältnisse, als im März 1883 Michaud auf Betreiben seines Freundes, des Fazen-deiros Dr. L. Ramos Figueira in Guaraquessaba, seine Bestallung als Lehrer erhielt. Es war eine Notlösung, denn es fehlten damals auch die Lehrer, so daß es im Jahre 1883 nicht ohne Grund hieß: «*A principal reforma é a do professorado!*» (vgl. unten Anm. 21). Michaud hatte die Bestallung nach einigem Zögern auf Drängen seines Freundes, der mit der Aufsicht über das Volksschulwesen beauftragt war, angenommen. Im Grunde genommen kam sie nicht ungelegen, da er bei den geringen Erträgen der Pflanzungen die kleine Einnahme gut gebrauchen konnte. Er als Ausländer befand sich als Lehrer, wie er nach Hause schrieb, in einer eigenartigen Lage: er habe nie eine Lehranweisung, nie Schulbücher oder andere Lehrmittel erhalten, nie habe sich die Behörde um sein Tun und Lassen gekümmert. Er sende die Matrikel der Schüler und seine Berichte ein, suche den Schülern Lesen, Schreiben und Rechnen beizubringen und erhalte dafür die fürstliche (!) Entlohnung von jährlich 200 Milreis, d. h. jährlich nicht ganz 600 Franken, die dann bald auf 300 Milreis erhöht wurde.

Da es natürlich kein Schulhaus gab, versammelte Michaud seine Schüler in einem Nebengebäude seines Anwesens. Es zeugte vom Vertrauen, das die Nachbarn in den «Lehrer» setzten, daß 43 Schüler sich in die Matrikel eintragen ließen. Wie er selbst gesteht, waren diese aber nicht ein einziges Mal vollzählig versammelt. Manchmal waren es dreißig, manchmal aber auch nur



sechs oder sieben, die sich zum Unterricht einfanden, oder bei stürmischem Wetter sogar nur zwei oder drei. Die Siedlungen lagen ja der Küste entlang, und die beiden entferntesten Anwesen, das von Durieux und jenes von Sigwalt, waren 12 bis 14 km voneinander entfernt. Jeder Schüler kam mit seinem Canoe, das er von Kind auf zu steuern verstand, was bei sehr bewegter See gefährlich oder nicht möglich war.

Im Juni 1888 mußte der Schulbetrieb aus Mangel an Geld, «por falta de verba», eingestellt werden, wurde aber am 3. November 1890 wieder eröffnet. Im Juli 1892 verlor Michaud von neuem seine Stelle, ein Opfer der Wahlniederlage der Regierung; denn der Lehrer wurde damals als der gegebene Wahlmacher der Regierungspartei betrachtet und war demnach eines der Opfer ihrer Niederlagen. Die Stelle wurde ihm zwar 1895 wieder angeboten; nach den gemachten Erfahrungen verzichtete Michaud jedoch vorerst und war entschlossen, dem Parteigetriebe fernzubleiben<sup>21</sup>.

Ähnlich wie mit der Schule erging es ihm übrigens auch mit der Postagentur, die er übernommen hatte und die abwechselnd eröffnet und wieder geschlossen wurde, je nach dem «Wohlverhalten» der Bevölkerung bei den Wahlen. Schließlich ließ er sich doch, als sich kein Ersatz für ihn fand, im Jahre 1898 noch einmal bewegen, als fast 70jähriger wieder Lehrer zu werden.

Ein weiterer Beweis des Ansehens, dessen Michaud sich erfreute, war seine Ernennung zum Juiz de Paz, Friedensrichter. Er hatte die Zivilregister und bei den Wahlen den Vorsitz zu führen. Von der Regierung Monteiro erhielt er damals auch den Auftrag, bei der Volkszählung des Jahres 1890 als Distriktskommissar zu wirken. Da die beiden anderen Mitglieder der Kommission Analphabeten waren, blieb praktisch die ganze Arbeit an ihm hängen: für jede Familie war eine Stammkarte anzufertigen und bis zum Jahresende an den Direktor des Statistischen Amtes in Rio de Janeiro einzusenden.

Daß um die gleiche Zeit, als die Schule eröffnet wurde, auch die Erhebung Superaguís zum Distrikt stattfand, indem es verwaltungsmäßig von Guaraquessaba abgetrennt wurde, ist ein Beweis, daß die Entwicklung doch einige Fortschritte gemacht hatte. Inzwischen hatte der Gründer Perret-Gentil allerdings bereits seine Gründung im Stich gelassen. Seine Pläne (vielleicht sagen wir besser: seine Spekulationen) hatten nicht das erwartete Ergebnis

---

<sup>21</sup> ALFRED d'ESCRAGNOLLES (Baron von Taunay) berichtet in seinem Buch «Céus e Terras do Brasil», hg. von seinem Sohn Afonso, auf S. 210 von ähnlichen Vorfällen. Nach einer Wahlniederlage wurde ein Lehrer von Curitiba nach Guaraquessaba und eine Lehrerin von Paranaguá in den Sertão von Guarapuava versetzt. Man nannte dies «Reforma do professorado»!

gebracht. So verließ er Superaguí und ließ Louis Durieux, einen der ältesten Siedler, der es zu Wohlstand gebracht hatte, als Verwalter zurück. Dieser hatte jedoch, wie es in einem Regierungsbericht heißt, bei den Brasilianern wenig Autorität und daher mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen.

Sehr zu bedauern war es, daß es nie zum Bau einer Kirche oder wenigstens einer Kapelle in Superaguí gekommen ist. Es fehlte der Kolonie somit der gegebene Mittelpunkt, wie Perret-Gentil von Anfang an richtig erkannt hatte. Was die Kirche für eine Neusiedlung bedeutete, konnte man am benachbarten Guaraquessaba sehen. M. Martins, der Geschichtsschreiber von Paraná, weist durchaus zutreffend darauf hin, wie wichtig die Pflege des kirchlich-religiösen Lebens, mit der Kirche als Zentrum der Gemeinde, ist. Im Jahre 1838 hatten zwei Fazendeiros auf einem malerisch in die Durchfahrt von der Laranjeirasbucht in jene von Guaraquessaba sich hinausschiebenden Felsplateau eine Kapelle «Bom Jesus dos Perdões» erbaut; sie wurde am 15. Juni 1839 eingeweiht. Die Erwartungen der Erbauer erfüllten sich. Der Ort entwickelte sich und zählte zwanzig Jahre später 3876 Einwohner, davon 2846 Weiße, 382 Morenos und Mulatten und 248 schwarze Sklaven. In der Folge mußte die Kapelle vergrößert werden und wurde am 1. August 1860 (?) zur Pfarrkirche, der Ort jedoch 1880 zur Vila und zum 2. Distrikt des Munizips Paranaguá erhoben. Platzmann berichtet, daß er bei günstigem Wind auf einer Anhöhe seines Anwesens am Rio Poruguara die Glocke der Kirche hören und einmal auch einem Gottesdienst dort beiwohnen konnte<sup>22</sup>.

Da es in Superaguí nie zum Bau einer Kapelle gekommen ist, mag Michaud wohl mit seiner Frau Custodia und den Kindern manchmal dorthin gesegelt sein<sup>23</sup>. Aus seinen Briefen läßt sich nichts daraus entnehmen, auch nicht ob seine Ehe mit Custodia vor der Kirche abgeschlossen wurde und ob seine Kinder getauft worden sind. Letzteres muß man annehmen, wenn man bedenkt, welchen Wert der Brasilianer auf die Taufe legt und namentlich auch darauf, daß das Kind einen padrinho, einen Taufpaten, er-

<sup>22</sup> Platzmann hat auf einer Karte, die dem oben zitierten Buch beigelegt ist, mit einem Kreuzchen den Platz bezeichnet, auf dem das Kirchlein erbaut war. Für das Jahr 1881 wird ein Pater João Doti als Vigario genannt; ein Jahr vorher war Guaraquessaba zur Vila erhoben worden.

<sup>23</sup> Platzmann berichtet von einem Volksbrauch, *Folia* genannt, der darin bestand, daß der Vigario von Guaraquessaba oder ein von ihm Beauftragter in einem buntgeschmückten Boot, mit wehender Kirchenfahne und unter Musik und Gesang, in der Woche vor Pfingsten die Angehörigen der Pfarrei besuchte, die Häuser segnete und Gaben sammelte «für eine würdige Feier des Heiliggeist-Festes». So wird sicher auch Michaud als einer der angesehensten Bürger alljährlich diesen Besuch empfangen haben.

hält. Frau Custodia hat sicher daran gehalten<sup>24</sup>. Auch bei der Verheiratung der Kinder wird keine kirchliche Trauung erwähnt; Michaud berichtet lediglich, daß der Juiz de Paz zum Abschluß des Contrato Civil in sein Haus kam.

Ein wichtiges Ereignis in der Entwicklung der Siedlung war der Besuch, den am 13. und 14. November 1885 der Staatspräsident Alfred d'Escragnolles, Baron von Taunay, in Superaguí abstattete<sup>25</sup>. Taunay berichtet selbst über diese Excursion, von der er die lebhaftesten Erinnerungen mitgenommen habe. Er war begeistert über die Schönheit der Landschaft und erfreut über den festlichen Empfang, der ihm durch das Volk, an seiner Spitze die drei Veteranen Michaud, Sigwalt und Rovero (Durieux war eben gestorben) bereitet wurde. In seiner Begleitung befand sich der Hafenkommandant von Paranaguá, Manoel Antonio de Guimarães, der spätere Visconde de Nácar. Der hohe Besuch verbrachte einen ganzen Tag in der Kolonie, ließ sich von Michaud, mit dem er sich in französischer Sprache verständigte, von den Sorgen und Anliegen der Bevölkerung unterrichten und besuchte unter seiner Führung fast alle Siedler in ihren Anwesen. Abends war dann im Hause Michaud ein großes ländliches Fest.

Wie er es allerorts zu tun pflegte, gründete Taunay einen Einwandererklub und ernannte Sigwalt zu dessen Präsidenten, während Michaud Sekretär wurde. Es gab auch administrative Veränderungen, die schon oben erwähnt wurden, indem Superaguí zum Distrikt erhoben wurde. Michaud sollte Delegado werden, verzichtete jedoch darauf zugunsten des jungen Sigwalt. Dagegen übernahm er die Postagentur; dreimal monatlich sollte fortan Postverkehr sein! Das war also ein großer Fortschritt, und so war der Besuch für die Siedler ein bedeutungsvoller Tag. Es war das erste Mal, daß die Regierung sich um die Menschen dieses vergessenen Winkels des Staates Paraná gekümmert hatte.

Über die weitere Entwicklung der Kolonie, solange Michaud dort lebte und wirkte, haben wir noch folgende Nachrichten: in einem amtlichen Bericht vom Jahre 1877 ist die Rede davon, daß Superaguí aus 150 Häusern mit ebensoviel Familien bestehe. Zwanzig Jahre später, im Jahre 1896, schrieb Michaud nach

---

<sup>24</sup> In der Regel wurde eine gut situierte Person zum padrinho des Kindes gewählt. Der padrinho spielt in Brasilien eine viel bedeutsamere Rolle als der Taufpate in europäischen Ländern. Er wird «compadre», Mitvater, des Täuflings und somit Mitglied der Familie, der seine Pflichten in der Regel auch sehr ernst nimmt.

<sup>25</sup> TAUNAY schreibt in seinem Buch «Céus e Terras» S. 197 ff. eingehend über seinen Besuch in Superaguí. Namentlich äußert er sich in Worten höchster Anerkennung über Michaud, mit dem ihn von da an bis an sein Lebensende eine wahre Freundschaft verbunden hat.

Hause, daß es bei seiner Ankunft im Jahre 1854 kaum ein Dutzend Palmitenranchos gegeben habe gegen nunmehr 150 Häusern aus Stein nebst 100 Holzhäusern; es beständen zwei Sägereien, von denen eine seinem Sohn Roberto gehöre, ferner eine Ziegelei, 15 vendas (Kaufläden), in denen alle Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände, auch Textilien, Eisenwaren und sogar Baumaterialien zu haben seien. In neuerer Zeit, wo der Transport leichter sei als früher, bringe der Holzhandel viel Geld unter die Leute. — Die Chorographia des SEBASTIAN PARANÁ (Curitiba 1899) stimmt mit Michaud überein; unter den in Superaguí betriebenen Industrien nennt er auch Töpfereien und insbesondere die Herstellung von Seilen aus dem Cipó de Imbé, einer eigenartigen Schlingpflanze, die seinerzeit auch das Interesse des pflanzenkundigen Platzmann geweckt hatte<sup>26</sup>.

Diese Darstellung vermittelt ein Bild, wie es der damaligen Wirklichkeit am Ende des Jahrhunderts entsprochen haben mag. Der optimistische Unterton, der darin mitklingt, fand aber in der künftigen Entwicklung der Dinge keine Bestätigung.

#### IV.

##### *Das Familienleben Michauds. Seine Nachbarn und sein Freundeskreis.*

Um das Jahr 1890 war die persönliche und die wirtschaftliche Lage Michauds befriedigend. In einem Brief an seine Schwester Nancy erwähnt er jedoch das Buch Job und spricht von seinen ständigen Befürchtungen vor der Zukunft, von seinen Sorgen um die Kinder und was das Leben noch für Zwischenfälle bringen möchte.

Als mit dem Tode seines Bruders Jules wieder reger Briefwechsel mit den Geschwistern in der Schweiz einsetzte, berichtete Michaud mit Genugtuung, daß er in der Lage gewesen sei, sich ein Heim zu schaffen, in dem er sich nach Überwindung der überaus schwierigen Anfänge seines Siedlerlebens mit seiner Familie behaglich fühlen konnte. Er bedauerte, keine Photos senden zu können, da es bei der großen Entlegenheit Superaguís nicht möglich sei, einen Photographen ausfindig zu machen. So holte er, nachdem er über dreißig Jahre keinen Stift oder Pinsel mehr

<sup>26</sup> Vgl. PLATZMANN, An der Bucht von Paranaguá, S. 258.



angerührt hatte, seine Zeichentalente wieder hervor und sandte seinen Schwestern im Laufe der Jahre eine erstaunliche Fülle von Zeichnungen und Aquarellen, nach denen sie sich ein gutes Bild machen konnten von der Umgebung, in der er lebte.

Das Haus war auf einem Sámbaqui, einem Austernberg, erbaut, wie es deren viele an der Bucht gibt. Die kleine Erhöhung gestattete eine herrliche Aussicht auf das Meer und sicherte gleichzeitig das Haus vor etwaigen Überschwemmungen. Im Hintergrund boten die beiden gewaltigen Bergrücken des Morro Barbado wirksamen Schutz gegen die vom Atlantischen Ozean her anstürmenden Winde. Das Anwesen bestand aus dem eigentlichen Wohnhaus mit einem Anbau, der die Küche beherbergte. Zum Strand hin finden sich zwei kleinere Bauten, von denen das eine seinem Sohn Robert und dessen Familie Obdach bot, das andere je nach den Umständen verschiedenen Zwecken diente. Als Vorratshaus gedacht, wurde es in eine Schule umgestaltet, als Michaud Lehrer wurde, und diente auch als eine Art Amtsgebäude, als er die oben erwähnten amtlichen Funktionen auszuüben hatte.

Michaud rühmt sich, nicht ohne berechtigten Stolz auf die eigene Leistung, daß er sein eigener Baumeister, Maurer, Zimmermann und Schreiner gewesen sei. Das ansehnlichste und komfortabelste Haus im weiten Umkreis habe er selbst geschaffen. Türe, Fenster und die Hauseinrichtung habe er mit eigener Hand gemacht; lediglich das Glas und die Eisenteile seien gekauft worden. Unter geschickter Anlehnung an das Gefälle der Boden-erhebung diente das Erdgeschoß als Keller, Vorratsraum und wohl auch als Werkstatt. Darüber befanden sich die Wohn- und Schlafräume der Familie, alle mit vielen und großen Fenstern, die Luft und Licht in Fülle ins Haus ließen. Es gab viel Platz in diesem Haus, und manchmal doch nicht genug, wenn die ganze Familie: Kinder, Schwiegersöhne- und töchter und bald ein Dutzend Enkel und Enkelinnen, deren Zahl, wie Michaud einmal mit patriarchaler Genugtuung andeutet, eine durchaus steigende Tendenz aufweist! Man müsse daher an einen Erweiterungsbau denken!

Die Umgebung des Hauses, eingebettet in einen Hain von Orangen- und Zitronenbäumen, Bananenstauden, prachtvollen Königspalmen, wurde stets peinlich sauber gehalten, und so bot das Ganze, im Vergleich mit den ärmlichen Behausungen der meisten Einheimischen, ein freundliches Bild. Es umschloß in seinem Innern ein überaus glückliches Familienleben, und Michaud wurde nicht müde, es zu preisen und zu schildern, wie des Abends nach getaner Arbeit beim trauten Licht der Lampe die Familie

sich versammle: der Vater die Unterhaltung führend, aus einem guten Buch vorlesend, wie einst als Junge im Vaterhaus zu Vevey, oder in den Schweizerischen oder Pariser Zeitungen blättern und den Seinen von den Vorgängen in der großen Welt erzählend, die Mutter die hausfraulichen Dinge für den folgenden Tag vorbereitend, die Mädchen mit einer Näh- oder Stickarbeit beschäftigt, die Söhne musizierend! Michaud war stolz auf seine neun Kinder, von denen die Leute sagten, wie er mit Genugtuung schreibt, daß es die schönsten in der ganzen Gegend seien. Er dankte Gott oft dafür, daß er keines durch den Tod verlor, solange er selbst lebte.

Die Lage des Anwesens war in jeder Hinsicht günstig. Von der Küche gelangte man unter einem überhängenden Felsen hindurch auf die nahe Pflanzung. Nahe lag auch die nie versiegende Quelle, die Küche und Haus mit gesundem Wasser versorgte. Ein paar Schritte nur waren es zum Bootshaus am Strand, wo jederzeit ein paar Nachen und ein größeres Segelboot bereitlagen zum Fischfang oder zu einer Fahrt zu den benachbarten Landeplätzen oder zur Venda, zur Bäckerei, zur Zucker- und Sägemühle oder zum Schlosser und Schmied. Alles dies ist sorgfältig auf einer Karte eingezeichnet, die Michaud in die Heimat sandte.

Nicht wenig mag die Nachbarschaft europäischer Siedler in Michaud den Entschluß befestigt haben, sich definitiv auf Superaquí niederzulassen. Dies hat sicher auch dazu beigetragen, ihm in mancher Hinsicht über die schweren Anfänge hinwegzuhelfen. Vor allem war es LOUIS DURIEUX, der Sohn eines Bäckers in Vevey und Bruder der Lehrerin Luise Durieux, die nach dem frühen Tode der Mutter in seinem Elternhaus den Haushalt führte. Durieux hatte in Vevey eine Engländerin geheiratet, von der er schon in der Heimat drei Kinder hatte und die ihm in Superaquí noch weitere fünf schenkte. Er hatte offenbar über einige Geldmittel verfügen können. Denn er kaufte an der Pinheirosbucht, am Fuß der Berge, zu beiden Seiten des Rio Segredo, ein größeres Gelände mit gutem Waldbestand. Die günstigen Wasserverhältnisse, die das nötige Gefälle aufwiesen, luden geradezu zur Errichtung kleiner industrieller Betriebe ein. So entstanden bald eine Sägerei und eine Zuckermühle, letztere mit Einrichtung zur Herstellung des leider allzu sehr gefragten Zuckerrohrschnapses (*cachaz*), der so manchen Einwanderer ins Verderben geführt hat.

Die nachbarlichen und freundschaftlichen Beziehungen wurden zu verwandtschaftlichen, als Robert Michaud (geb. 1862) sich mit Elise Durieux verheiratete und der Ehe drei Kinder: Alfred, Cäcilia und Eugenia entsprossen. Wie bereits oben erwähnt, hat Perret-Gentil, als er sich von Superaquí zurückzog, die Verwaltung der Kolonie diesem Louis Durieux übertragen. Robert übernahm

später das Sägewerk des Schwiegervaters und gelangte im Holzhandel zu Wohlstand.

Ein anderer Schweizer oder Oberitaliener aus der Gegend des Comersees, GIOVANNI BATISTA ROVERO, gehörte gleichfalls zum engeren Freundeskreis. Rovero wird zusammen mit dem Tessiner Tamagno im Bericht erwähnt, den Perret-Gentil am 1. Februar 1852 an die Eidgenössische Regierung gerichtet hatte. Die beiden waren die ersten, die sich an die Gewinnung und industrielle Verwertung des Nutzholzes heranmachten, an denen damals die Wälder von Superaguí so reich waren.

Der vierte im Bunde war der Elsässer JOHANN MICHAEL SIGWALT, der sich am Eingang des Superaguí-Kanals, am Rio das Pácas, einrichtete. Mit seiner Schmiede und Schlosserei hat er sich von Anfang an als nützliches Glied der Siedlung erwiesen und gelangte durch seine Hilfsbereitschaft zu Ansehen. Er hatte auch Erfolg mit seinen Rebenpflanzungen und war den anderen darin ein Vorbild. Daß er allgemein geachtet war, beweist die Tatsache, daß man ihn, wie oben erwähnt, zum Vorsitzenden des Clubs der Einwanderer vorschlug, und daß sein Sohn der erste Subdelegado von Superaguí wurde.

Als einer der ersten Siedler ist noch der Tessiner GIORDANO ESQUINI aus Sondrio zu nennen. Er war auf Superaguí einer der ersten Kaffeepflanzer. Daß die Familien viel miteinander verkehrten, geht daraus hervor, daß der Sohn Esquinis sich am 28. Januar 1899 mit Antonia (geb. 1874), der zweitjüngsten Tochter Michauds, verheiratete.

Jedoch auch allen übrigen Nachbarn war Michaud ein stets zu jeder Hilfeleistung bereiter Freund und gemäß seiner überlegenen Bildung in vielen Dingen der gegebene Berater. Dies war namentlich in der Zeit seiner amtlichen Tätigkeit und naturgemäß besonders während der Jahre der Fall, in denen die Schule im Gang war. Michaud war auch ein gesuchter Ratgeber in Krankheitsfällen. Da er einige medizinische Bücher besaß und sich auf die Anwendung von Arzneien, namentlich bewährter Hausmittel, verstand, kamen die Leute von weit her zu ihm. Was er seiner Schwester Emma einst vor seiner Auswanderung schrieb, daß er ins Land der Schlangen ziehe, erfüllte sich in Superaguí buchstäblich. In den ersten Jahren verging kaum ein Tag, an dem er nicht zwei und sogar drei Schlangen tötete. Bei Schlangenbissen konnte er seine Kinder stets heilen, wie er schreibt; und auch vielen Nachbarn konnte er den gleichen Dienst erweisen.

Auch ihm wurde daher aus Dankbarkeit und, wie es Brauch war, manches Mal, wenn die Feldbestellung eilte, freundnachbarliche Hilfe zuteil. Man nahm dann zu einer «motirão» seine Zu-

flucht<sup>27</sup>. So halfen ihm einmal bei einer dringenden und mühseligen Mandiokapflanzung fünfzig Personen, jung und alt. Der Lohn war wie üblich tagsüber die Nahrung und abends eine Feier bei Gesang und Tanz.

In der weiteren Umgebung hatte Michaud in dem bereits erwähnten Fazendeiro Dr. L. Ramos einen treuen Freund, dessen Besuche stets willkommene Abwechslung in sein eintöniges Leben brachten.

Dagegen scheinen die Beziehungen Michauds zu Bekannten in Paranaguá nicht sehr rege gewesen zu sein<sup>28</sup>. Ein Kaufmann Saturnino Pereira da Costa wird als Geschäftsfreund erwähnt. Mit einem Colonel Carneiro, einem reichen Junggesellen und großen Liebhaber exotischer Pflanzen, stand er in regem Austausch. Auch im Hafenkommandanten Guimarães, der oben erwähnt wurde, scheint er einen guten Freund gefunden zu haben, der ihm manchen wertvollen Dienst geleistet hat und den er in seiner Residenz gelegentlich aufsuchte.

Mit der Schweizer Kolonie in Rio de Janeiro hatte Michaud keine Beziehungen mehr; auch daß er mit Perret-Gentil in Verbindung geblieben wäre, wird nicht erwähnt. Nur zufällig entstand ein kurzer Briefwechsel mit den Kindern des Charles Pradez. Dagegen hatte der Besuch des Barons Taunay, der später Senator war, sehr deutliche Nachwirkungen. Taunay war von der Persönlichkeit Michauds außerordentlich beeindruckt worden, und es hatte sich eine wahre Freundschaft zwischen beiden herausgebildet. Eine rege Korrespondenz entwickelte sich, als Michaud einem von Taunay geäußerten Wunsch nachkam und für ihn eine Reihe von Zeichnungen von der Landschaft Supera-

---

<sup>27</sup> Motirão oder auch potirão bedeutet Nachbarnhilfe. Motirão ist Guarani-Tupí und bedeutet «reunião para o trabalho, seguido de festa», während potirão auf Guarani bedeutet: «mãos à obra», d. h. Hand ans Werk. Diese Form der Nachbarnhilfe ist auch heute noch gebräuchlich.

<sup>28</sup> Afonso Taunay, der Sohn des mehrfach Genannten und bekannter Historiker (gest. 1957) erzählte dem Verfasser, daß er Michaud im Hause der Familie Guimarães in Paranaguá kennengelernt habe. Aus seinem Besitz stammt auch das vortreffliche Aquarell vom Palacete des Barons von Nácar, das Michaud malte und das Newton Carneiro in der Iconografia Paranaense reproduziert hat.

Dagegen haben wir keinerlei Nachricht aus den Briefen Michauds, ob er auch zu kirchlichen oder weltlichen Festen nach Paranaguá kam, obschon dies anzunehmen ist. Etwa zur Feier des Kaisergeburtstages oder später zur Feier der Unabhängigkeit Brasiliens am 7. September, oder als am 18. Mai 1880 in Gegenwart des Kaisers Pedro II. und der Kaiserin Teresa die Arbeiten am Bahnbau von Paranaguá nach Curitiba mit einem feierlichen Tedeum inauguriert wurden. Oder wenn alljährlich die Anwohner der Bucht in ungezählten Fahrzeugen sich zum Volksfest der Nossa Senhora do Rosário (Rosció) zusammenfanden.



guí schuf. Für deren Zusendung erhielt er warme Dankschreiben, und es kam im Laufe der Jahre zu einem öfteren Austausch von Briefen und Geschenken. Auf diese Weise ist bei Taunay eine ganze Sammlung von Zeichnungen und Aquarellen entstanden, während Michaud brasilianische und Pariser Zeitungen und Zeitschriften erhielt und aus den zahlreichen Büchersendungen sich nach und nach eine kleine Hausbibliothek bildete.

Man kann wohl sagen, daß eine der tiefgreifendsten Wirkungen des Besuches Taunays in Superaguí die war, daß Michaud wieder anfang zu zeichnen und zu malen, nachdem, wie oben schon erwähnt, sein Zeichenstift fast 35 Jahre geruht hatte. Auch der Visconde von Nacar hatte an diesem Wiedererwachen der künstlerischen Begabung Michauds einen Anteil. Er bat damals den Gastgeber, ihm einen Plan des Kanals von Superaguí anzufertigen; dieser gefiel ihm dann so gut, daß er ihn an die Hydrographische Abteilung der Marine in Rio sandte. Auch das Aquarell der Residenz des Hafenkommandanten, das in der Iconografia Paranaense reproduziert ist, ist auf diese Weise entstanden.

## V.

### *Michaud, der Maler von Superaguí.*

Im Jahre 1883, als Michaud Volksschullehrer wurde, waren es fast dreißig Jahre seit seiner Ankunft in Superaguí und seiner Verehelichung mit Custodia Amerigo. Die Kinder waren soweit erwachsen, daß sie zusammen mit ihrer Mutter die Feldarbeit besorgen und davon den Vater weitgehend befreien konnten. Zwar war er es immer noch (und blieb es bis an sein Ende), der die Einteilung der Arbeit vornahm, aber im übrigen beschränkte er sich in steigendem Maße auf häusliche Beschäftigungen. Da die Schule ihn nur vormittags in Anspruch nahm, blieb ihm Zeit genug, um sich neben den nicht sehr zeitraubenden Funktionen als Friedensrichter, Postagent und Sekretär des Clubs für Einwanderung seinen Lieblingsneigungen hinzugeben. Es braucht nicht erwähnt zu werden, daß er den Fischfang liebte und damit wie jeder Mann auf Superaguí, damals wie heute noch, zur Ernährung der Familie beitrug. Nachdem aber der hohe Besuch, von dem eben die Rede war, ihn angeregt hatte, wieder zu zeichnen und zu malen, hat Michaud sich mit wahrer Leidenschaft der Kunst hingegen.

Hatten sich doch in seiner Seele eine Fülle von Eindrücken angesammelt, die nun nach Ausdruck drängten. Die Belebung sei-

ner Korrespondenz mit den Geschwistern in der Heimat, die Freundschaft mit Baron Taunay brachten es mit sich, daß er durch Zeitungen aus der Schweiz, aber auch aus Rio und Paris wieder in lebendigen Kontakt kam mit der Außenwelt. Taunay und seine Geschwister sandten ihm auch zahlreiche Bücher. Es waren meist naturwissenschaftliche und philosophische Werke, die Michaud oft mehrmals gelesen hat; es war für ihn geistige Nahrung, die er viele Jahre entbehrt hatte und nun mit Heißhunger verschlang.

Seit seiner Niederlassung auf Superaguí war ihm keine Gelegenheit geboten, die Talente, mit denen er von der Natur mit außerordentlicher und hervorragender Weise ausgestattet war, zu entfalten und nutzbar zu machen. Es fehlte ihm hierzu nicht nur die Zeit, da die Alltagssorgen ihn ganz gefangen nahmen; es fehlten ihm sogar die nötigen Hilfsmittel, wie geeignetes Papier, Bleistifte und Farben, Dinge, die in Superaguí gar nicht und in Paraguarí nicht in der gewünschten Qualität zu haben waren. Immer wieder kehrt in seinen Briefen die Bitte um diese technischen Hilfsmittel wieder. Die Geschwister entsprachen seinen Bitten gern, und mehrmals war es Baron Taunay, der ihn aus Rio mit Zeichenmaterial versah.

Oft genug trat auch dann noch Mangel ein, wenn der schöpferische Drang ihn überwältigte. Dann griff er zu einfachem liniertem Briefpapier und zauberte darauf besonders fein gearbeitete Zeichnungen, die wie auf Kupfer gestochen sind. Seine Werke sind zum größten Teil entstanden, um — in Ermangelung der photographischen Kamera — seinen Geschwistern einen Begriff von seinem Siedlerleben und von der Umgebung, in der er lebte, zu vermitteln: von seinem Haus, von dessen Umgebung, vom Zauber der Wälder und der See. Vor allem kann man ersteren entnehmen, daß er seinen Geschwistern und Freunden sagen wollte, wie sehr ihn Freude und Stolz erfüllten: Hier lebe ich, das alles habe ich mit meiner Hände Arbeit geschaffen, so sieht mein Besitz aus! Seine bis in die kleinsten Einzelheiten ausgearbeiteten Blätter sind lebendige Schilderungen, die mit anschaulicher Genauigkeit einen unmittelbaren Begriff geben wollen vom Leben und Treiben im Alltag des Künstlers. Sie sind ein Lebensbekenntnis ohne Worte, eine getreue und anschauliche Schilderung seiner Empfindungen. Und wer wie wir seine Schicksale kennt, ist davon tief ergriffen, wie Michaud auf kleinen Flächen, dafür aber mit um so größerem Fleiß, mit bewundernswerter Ausdauer und erstaunlicher Sorgfalt dies alles hinzaubert.

Als Zeichner und Maler ist Michaud Autodidakt. Er hat nach dem normalen Zeichenunterricht in der Schule nie eine eigentliche künstlerische Ausbildung empfangen. Anerkennenswert ist daher

seine Selbstbescheidung; er hütete sich wohl, den Mangel eines fachlichen Studiums zu übersehen und sich an Dinge heranzuwagen, die etwa anatomische Kenntnisse voraussetzen. Um so erstaunlicher ist die Leichtigkeit, mit der er nach der Natur zeichnete und malte, ob es sich nun um sein Haus handelt oder um landschaftliche Aufnahmen von Teilen des Küstenstreifens mit Gruppen von Ansiedlungen, die er vom Nachen aus auf der See bis in die feinsten Einzelheiten geradezu stichelte. Seine Werkstatt ist die freie Natur, die sich ihm in Superaguí als überreich sprudelnder Quell darbietet, aus dem er unermüdlich schöpfte und wahre Meisterwerke schuf. Nachdem sein Talent lange in seinem Innern geschlummert, sprengte es in den letzten beiden Jahrzehnten seines Lebens die Fesseln und gelangte zu ungeahnter Entfaltung. In seinen Briefen, in denen er die Absendung seiner Schöpfungen ankündigt, ist immer gleich von einer ganzen Serie die Rede. Die noch vorliegende Liste einer solchen Sendung enthält eine Zeichnung des Wohnhauses, vom Weg zum Hafen aus gesehen, inmitten der Orangenbäume und der Bananenpflanzung, eine andere Zeichnung die Seite des Hauses, die auf der ersten Zeichnung nicht zu sehen ist (!), die dritte zeigt den Hafen, d. h. den Landesteg und das Bootshaus mit der Bucht und mit den Inseln im Hintergrund. Eine Zeichnung gibt ein Bild von der Felsengrotte hinter der Küche, ein anderes die Felsen der Kaffeepflanzung mit einem Blick auf die See, ferner zwei Ansichten, «Am Rand des Weges», ein «Blick in den Wald», und zwei Aufnahmen von der «Rodung des Waldes». Und im gleichen Stil und Rhythmus gehen seine Sendungen in die Heimat, Jahre hindurch, bis wenige Monate vor seinem Tod. Ihre Zahl war sicher mehrere Hundert, von denen eine gute Fügung der Nachwelt einen größeren Teil bewahrt hat, teils gesammelt im heimatlichen Museum, teils zerstreut in Privatsammlungen.

Farbenprächtig sind die Aquarelle Michauds, obschon ihm in der Regel nur eine beschränkte Zahl von Farben zur Verfügung standen und ihm offenbar auch die Technik der Mischung dieser Farben nicht geläufig war. Und doch griff Michaud gern zu Farbe und Pinsel, sicherlich im Bewußtsein, daß alle Grauabstufungen nie gänzlich ausdrücken können, was er zutiefst innerlich empfindet und seinen Freunden nahebringen will. Tatsächlich gelingt es ihm mit geringen Mitteln, Bilder zu schaffen, aus denen das tausendjährige und tausendfältige Wachstum der Bäume und Sträucher, die verwirrende Fülle des Urwaldes, der geheimnisvolle Zauber der Landschaft herausstrahlen und die er in subtilster Abstufung der Farbtöne zu einem prangenden Farbgewebe formt. Da zeigt sich, wie seine gemütvollte Seele und sein beweg-

licher Geist ihn befähigen, sich einzustimmen in die Natur, der er sich aufs innigste verbunden fühlt.

Diese bewundernde Hingabe an die Natur beschwingt seine Seele und facht seine musischen Kräfte an, in liebenswerter, feiner und zierlicher Weise einen strahlenden Tag, einen dämmernden Morgen, das Verglühen eines Abends, die märchenhaft träumerische Ruhe und das dämmernde Weben des gewaltigen Waldes und seine wilde, ursprüngliche Unberührtheit zu schildern. Und mit geradezu symphonischer Wucht und zugleich Zartheit versteht er es, das strahlende, sieghafte Blühen und Glühen eines exotischen Blütenwunders darzustellen. Es beweist den echten künstlerischen Genius, wenn seine originelle Malweise es ihm erlaubt, in zarter Abstufung und Nüancierung der Farbtöne nicht nur die sprossende Fülle der Nähe, sondern auch die Ferne und Tiefe des Bildraumes zu bewältigen.

Es mögen zwei literarische Zeugnisse über Michaud als Maler hier erwähnt werden. NEWTON CARNEIRO muß in seiner «Iconografia Paranaense» bekennen, daß es ihm nicht gelungen sei, genauere biographische Daten über den Künstler zu erlangen<sup>29</sup>. Er glaubt daher, annehmen zu sollen, daß Michaud in erster Linie als Lehrer in Superaguí tätig war und aus Verantwortungsbewußtsein bei seinen Schülern ausgeharrt habe, auch als die Kolonie sich auflöste. Obwohl Carneiro nur eine kleine Zahl der Zeichnungen und Aquarelle Michauds kennt, ist er von dessen Kunst so beeindruckt, daß er annimmt, der Künstler habe eine lange und erlesene Schulung durchgemacht. Denn alles, was er von ihm gesehen habe, lasse auf ein bemerkenswertes künstlerisches Talent und eine vollendete Technik schließen. Daher die überraschende Vollkommenheit und Schönheit seiner Aquarelle und die ungewöhnliche Fähigkeit, mit den wenigen Farben, die ihm zu Gebote standen, prachtvolle chromatische Effekte hervorzubringen. Die zahlreichen Landschaftsbilder von Superaguí, die Ansichten von Paranaguá und von den Gestaden der Bucht seien alles Meisterwerke, «todas de primorosa feitura».

Zutreffender spricht TAUNAY von seinem Freunde Michaud in seinem nachgelassenen Werk «Céus e Terras do Brasil». Er ist voller Hochachtung und Bewunderung für seinen Freund; fern von jeder Zivilisation, sei er ein hervorragender Zeichner, ein außerordentlich begabter Künstler. Mehr zum Zeitvertreib schaffe er prächtige Bilder, hingerissen von der Betrachtung jener unberührten Landschaften, die doch so voller unvergleichlichen Zaubers seien. Taunay erzählt, wie Michaud ihm viele seiner hervorragenden Bilder gesandt habe, die er nun eifersüchtig ver-

<sup>29</sup> NEWTON CARNEIRO, *Iconografia Paranaense* 37 ff.



wahre! Und wie sehr habe dieser Mann es verstanden, die Vegetation jener Gegend darzustellen und die richtigen Objekte dafür auszuwählen. Seine Palmen z. B., stets auf dem wirkungsvollsten Hintergrund gemalt, seien wahre Meisterwerke. Und obgleich er mit wenigen Hilfsmitteln und oft mit minderwertigen Farben arbeiten mußte, bringe er untadelige Bilder hervor, von denen jeder Sachverständige sagen muß, daß sie aus der Hand eines Meisters hervorgegangen sind!

Was Baron Taunay nach seinem Besuch in Superaguí an den damaligen Vizepräsidenten von Paraná, Dr. Joaquim Almeida Faria Sobrinho, schrieb, stellt einen so bedeutsamen Beitrag zur Charakteristik des Menschen Michaud dar, daß es nötig erscheint, ihn hierher zu setzen: «Ich traf an jenem kaum bekannten und deswegen nicht weniger interessanten Punkt unserer Provinz einen echten Lehrer, umgeben von vielen Schülern, der zugleich ein sehr bemerkenswerter Künstler ist, mit dem ich seither die angenehmsten Beziehungen pflege.» Taunay erwähnt dann, daß er eine Erhöhung seiner Vergütung als Lehrer veranlaßt habe, und bezeichnet dies als einen Akt der Dankbarkeit einem Manne gegenüber, der als unbekannter Pionier der Zivilisation in jenem abgelegenen Winkel unserer Küste lebt, wohin ihn das Schicksal verschlagen habe. «Wie eigenartig sind doch die Fügungen, denen manche Menschen unterworfen sind! Lebt da in jenem primitiven, bäuerlichen Superaguí ein Mensch, dessen Kultur und dessen Genie in direktem Gegensatz stehen zu seinem sozialen Milieu, aus dem er sich so sehr heraushebt . . . Und doch hätte er mit vollem Recht nach einer angesehenen Stellung in der Gesellschaft streben können, denn Intelligenz, Bildung, beste Umgangsformen, sympathische Erscheinung: nichts ging ihm ab. Er war aber zu ängstlich und in sich selbst zurückgezogen und gefiel sich in den außergewöhnlichen Schönheiten, die ihn umgaben und gab einem Leben in Wahrheit den Vorzug. Keinerlei Ehrgeiz stachelte ihn an, obschon er mit dem Talent, dem Wissen und der Gewandtheit, die ihn auszeichnen, sogar in Rio de Janeiro einen hervorragenden Platz in den Reihen der Gelehrten und Künstler hätte erlangen können. Er aber wollte Superaguí nicht verlassen. Warum auch? dachte er und ließ die Tage, Monate, Jahre in jener Gleichförmigkeit verstreichen, weil er das Glück in seinem Herzen trug, ein Glück, das den Törichten und den kleinen Geistern unbekannt ist oder ihnen verächtlich erscheint»<sup>30</sup>.

Taunay hätte den Menschen und Künstler Michaud kaum treffender charakterisieren können als mit diesen Zeilen, mit denen er seinem Freunde ein ehrenvolles Denkmal gesetzt hat.

<sup>30</sup> TAUNAY, *Céus e Terras* 197 ff.

## VI.

*Schwere Schicksalsschläge: Revolution und Gefangenschaft.*

Das letzte Jahrzehnt seines Lebens sollte nicht vorübergehen, ohne Michaud und seiner Familie einen Schlag zu versetzen, der ihre wirtschaftliche Lage um ein bedeutendes zurückwarf und in mancher Hinsicht einschneidende Folgen nach sich ziehen sollte.

Der politische Umschwung mit der Proklamation Brasiliens zur Republik war an Superaguí zunächst fast unbemerkt vorübergegangen. Michaud hatte, wie viele andere, gehofft, die neue Regierung werde mit ihrem anfänglich strengeren Regime die öffentliche Ordnung fördern. Und nach seiner Ernennung zum Friedensrichter war er gewillt, dabei nach Kräften mitzuwirken. Das unverhoffte Anziehen des Kaffeepreises, von dem so viel abhing, wirkte sich auf allen Gebieten der nationalen Wirtschaft wohlthuend aus.

Nur allzu bald trat jedoch der Umschwung ein. Die labilen Verhältnisse unter der republikanischen Regierung, vor allem die finanzielle Mißwirtschaft und eine allgemeine Korruption, mußten notgedrungen zu einer steigenden Entwertung der Währung und infolgedessen zu einer unheilvollen Teuerung führen. Eine Regierung löste die andere ab. In den Kaffeeplantagen folgte ein Mißjahr dem anderen, und trotzdem kam es zu einem katastrophalen Preissturz dieses für die nationale Wirtschaft wesentlichen Produktes. Um das Unglück voll zu machen, brachen allenthalben Seuchen aus: das gefürchtete Gelbe Fieber<sup>31</sup>, Scharlach, Pocken, Masern, Malaria richteten wahre Verheerungen an. Und dann kam es zu den revolutionären Wirren zwischen Zentralisten und Föderalisten, die in den Jahren 1893/94 das öffentliche Leben erschütterten. Sie brachten in ihrem Gefolge für das friedliche Leben auf Superaguí ein verheerendes Unwetter. In der jungen Provinz Paraná spiegelten sich nämlich die allgemeinen innerpolitischen Wirrungen in besonderer Weise wider. In Curitiba wechselten die

---

<sup>31</sup> Aus Rio de Janeiro wurden zahlreiche Todesfälle gemeldet. Bekanntlich war in Rio das Gelbe Fieber eine immer wiederkehrende Erscheinung. Als Michaud eben in Brasilien angekommen war, meldete das Schweizerische Generalkonsulat am 24. Mai 1850 an den Bundesrat, daß seit Jahresbeginn 8—10 000 Menschen der Krankheit erlegen waren; in der damals 400 Personen zählenden Schweizer Kolonie seien jedoch «nur» 18 Tote zu beklagen. Im Jahre 1860 starben am Gelben Fieber im ersten Halbjahr wieder elf Schweizer (darunter Gabriel Béron d'Avully aus Vevey im Alter von 23 Jahren). Auch in den Jahren 1873 und 1878 meldete das Generalkonsulat schwere Epidemien und warnte vor Reisen nach Brasilien.

Die regelmäßige Wiederkehr der Seuche wurde mit einem gewissen Fatalismus hingenommen. Erst am Anfang des 20. Jahrhunderts konnte der im Institut Pasteur zu Paris ausgebildete Oswaldo Cruz das Übel fast völlig ausrotten.

Regierungen wie in einem Fieber. Von Ende 1889 bis Ende 1890 folgten fünf Governadoren aufeinander. Sie wurden durch eine gewählte Junta Governativa abgelöst. Wieder folgten Neuwahlen, und 1894 hatte das Land von neuem hintereinander vier Governadoren. Den aus dem Süden vorrückenden Föderalisten waren somit Tür und Tor geöffnet. Sie führten ein wahres Schreckensregiment, und der Historiker DAVID CARNEIRO schrieb mit Recht: «Contou o Paraná, em 1894, com o dominio de verdadeiro terror que compreende o periodo que vai de Março até o Julho desse tragico ano» <sup>32</sup>.

Die Provinz war von den Föderalisten besetzt, bis die Streitkräfte der Zentralregierung von der Land- und Seeseite her gegen Curitiba vorrückten. Paranaguá und Lapa wurden erobert und schließlich auch Curitiba, so daß durch Vicente Machado da Silva Lima die gesetzlichen Zustände wiederhergestellt werden konnten. Über die Rebellen erging ein fürchterliches Strafgericht. Eine Welle von Verhaftungen und Hinrichtungen ging über das Land; auch als die Zentralregierung in Rio dem Gegendterror Einhalt gebot, wurde noch so mancher «auf der Flucht erschossen».

Wie es unter solchen Verhältnissen zu geschehen pflegt, blühte das Denunziantentum. Michaud hatte, ohne Böses zu ahnen, sein Amt als Friedensrichter fortgeführt, was ihm als Zusammenarbeit mit den revolutionären Behörden gedeutet wurde. Es gab naturgemäß auch Leute, die es dem Ausländer Michaud nicht verzeihen konnten, daß er die meisten seiner Mitbürger an Intelligenz und Kultur übertraf, daß er angesehene Stellungen bekleidete, mit hochgestellten Persönlichkeiten freundschaftlichen Verkehr pflegen durfte, daß er mit dem Ausland einen regen Briefwechsel führte, vor allem, daß er es zu einem gewissen Wohlstand gebracht hatte. Böswillige Nachbarn hatten es daher leicht, Verleumdungen über ihn auszustreuen, namentlich wenn sie zugleich auf leichte Beute lauerten.

So wurden Michaud und seine beiden Söhne Robert und Joseph Mitte Juli verhaftet. Von der meist schwarzen Soldatesca wurden sie unter demütigenden Umständen um 2 Uhr nachts gefesselt nach Paranaguá abgeführt. Dort wurde allerdings ihre völlige Unschuld sofort erkannt. Einflußreiche Freunde, darunter die Familie des damals schon verstorbenen Visconde de Nacar, erwirkten die sofortige Freilassung Michauds, während die beiden Söhne am folgenden Tag in Freiheit gesetzt wurden. Darüber schrieb er an

---

<sup>32</sup> Vgl. ROMARIO MARTINS, *Historia do Paraná, Curitiba 1939*<sup>2</sup>, 341 ff.; ferner DAVID CARNEIRO, *O Paraná e a Revolução Paranaense*, Rio 1924, 289 ff. und JOSÉ CANDIDO DA SILVA, *A Revolução de 93 nos Estados de Santa Catarina e Paraná*, Rio o. J.

seine Geschwister in die Schweiz: «Tu ne te fais aucune idée de ce que nous avons souffert; heureusement ici, à Paranaguá, nous n'avons trouvé que de bonnes gens très compatissantes.»

Nach diesem tragischen Ereignis heimgekehrt, fand Michaud sein Anwesen in einem bejammernswerten Zustand. Die Soldaten hatten wie die Wilden gehaust und das Haus, trotz des Einspruchs der Frau Custodia und ihrer Töchter, im wahrsten Sinne des Wortes ausgeplündert. Noch schlimmer war es z. B. dem jüngeren Durieux, dem Schwager Roberts, ergangen, der mit Frau und Kindern in den Wald geflüchtet war und bei der Rückkehr von seinem Hause nur noch die vier Wände vorfand. Alles war geraubt worden: Möbel, Kleider, Geschirr, Pferde, Kühe, Schweine und Federvieh. Er wie auch Michaud und seine Söhne mußten sich auf Kredit neue Kleider besorgen.

Zwar wurde der Sergeant, der die Plünderer angeführt hatte, sofort degradiert, ausgepeitscht und ins Gefängnis gesteckt. Michaud war jedoch durch diese Vorgänge völlig entmutigt. Damals hätte er am liebsten alles verkauft und sich von Superaguí zurückgezogen. Denn jetzt in seinen alten Tagen, klagt er, sei er ärmer als am Anfang. Zum Glück haben die Schweizer Verwandten ihm später mit ansehnlichen Beträgen zu Hilfe eilen können.

Aber wie es so geht: ein Unglück kommt selten allein. Kaum ein Jahr später, am 10. November 1895, muß er seinen Geschwistern mitteilen, daß er seine heißgeliebte Frau Custodia nach kaum viertägiger Krankheit durch den Tod verloren habe. Ohne Zweifel haben die mit den Ereignissen des Vorjahres verbundenen Aufregungen dazu beigetragen. Für Michaud war der Tod seiner Frau ein unersetzlicher Verlust, war sie ihm doch von Gott nicht nur als Gattin gegeben, sondern hatte ihm auch die eigene so früh verlorene Mutter ersetzt.

Der tragische Todesfall, dazu verheerende Unwetter, Mißernten und ansteckende Krankheiten veranlaßten Michaud zu einer von ihm nie gehörten Klage, aus der etwas wie Reue über seine Auswanderung nach Brasilien zu vernehmen ist: «Que de bonnes années perdues, venant en Brésil... Mais la jeunesse est bête et n'accepte pas de conseils!»

Frau Custodia fehlte nicht nur als Lebensgefährtin, als Mutter und als Hausfrau, von jeher hatte sie auch die landwirtschaftlichen Arbeiten, auf denen die Ernährung der großen Familie beruhte, geleitet. Michaud war ja schon lange der Feldarbeit, die ihm in zunehmendem Maße schwer fiel, fern geblieben, hatte sich mehr den häuslichen Arbeiten und, soweit ihm dies auferlegt war, den Obliegenheiten des Allgemeinwohls als Lehrer, Friedensrichter und zeitweise als Postmeister gewidmet. Nun hätte er sich in



seinen alten Tagen wieder um die Feldarbeit kümmern müssen. Er überließ aber jetzt die Sorge für die Pflanzung seinem jüngeren Sohn Joseph, seinem Enkel Lidio und den unverheirateten Töchtern.

Um jedoch auch unter diesen Umständen zu den Kosten des Haushaltes nach Möglichkeit beizutragen, wurde er Geschäftsmann, er, dem Zeit seines Lebens alles, was Geschäft hieß, ein Greuel gewesen war. Er eröffnete, offenbar die Geldspenden seiner Geschwister dafür verwendend, eine Venda, einen Kramladen, beschäftigte sich jedoch hauptsächlich, zusammen mit seinem Sohn Robert, mit Holzhandel. Die Holzausfuhr war seit einigen Jahren auf Superaguí zur wichtigsten Quelle des Verdienstes geworden. Für Paranaguá wurde Bau- und Brennholz benötigt. Für die Eisenbahn Paranaguá—Curitiba, die im Jahre 1886 ihren Betrieb aufgenommen hatte, war Holz das ausschließliche Heizmaterial; an Bahnschwellen wurden allein im Jahre 1896 über 100 000 Stück exportiert. Das in den Sägereien geschnittene Bauholz wurde bis nach Rio de Janeiro verfrachtet. Michaud erkannte aber klar auch die ernste Schattenseite dieses guten Holzgeschäftes, da mangels jeder Kontrolle und jeder geordneten Forstwirtschaft die einst so prachtvollen Wälder durch wahren Raubbau verwüstet wurden.

## VII.

### *Michauds letzte Lebensjahre. Sein Tod (1902).*

Michaud hat das Milieu, in dem er sein Leben auf Superaguí zu Ende zu führen hatte, selbst gewählt. Nun ging es zur Neige. Er hatte sich nicht allein damit abgefunden, sondern war mit seiner Familie, seinem Aufgabenkreis, seinen Freunden, nehmt alles nur in allem, glücklich gewesen.

In seinen alten Tagen überkamen ihn allerdings nicht selten wehmütige Erinnerungen an seine sorglose Jugend und die bequeme Lebensweise im Elternhaus, wo ihm alle Annehmlichkeiten zu Gebote standen. Er verglich damit die primitiven Verhältnisse, unter denen sein Leben in Superaguí dahingeflossen war. Die Natur spendete dort zwar freigebig alles zum Leben Notwendige, um so mehr jedoch mußte er auf alle die kleinen Dinge verzichten, die er von Jugend auf kannte; sogar Brot, Milch, Käse, Wein, einst etwas Alltägliches, war jetzt samt der Zivilisation in die Ferne entrückt. Er nahm daher, wenn auch nicht ohne Hemmungen, Geldsendungen seiner Geschwister an; namentlich seine jüngste Schwester Nancy war in der Lage, ihn damit zu erfreuen. Und als diese ihren Wohnsitz nach Vevey verlegen konnte, in die Waadt,



*Abb. 10. W. Michaud. Uferpartie in der Bucht von Superaguí  
(Original im Musée Hist. Vieux Vevey).*

das «schönste Fleckchen Erde», stimmte er ihr bei und sagte, daß er, wenn er noch einmal zu wählen hätte, sich sicher nicht Superaguí aussuchen würde, um dort zu leben! Ja, früher habe er alles «in blau» gesehen, und als die Wirklichkeit ihr wahres Gesicht gezeigt habe, sei es zu spät zur Umkehr gewesen; wohl oder

übel mußte man den beschrittenen Weg weitergehen. Und wenn man alles Elend in der Welt sehe, so müsse man schließlich doch noch Gott danken für das bißchen Glück, das einem beschieden war, für die Gesundheit und das verhältnismäßige Wohlergehen. Resigniert bekennt Michaud ein andermal: «Es bedarf großer Geduld in dieser Welt, aber wenigstens bleibt die Hoffnung, dereinst im Grab für immer Ruhe zu finden.»

Mit den Jahren wurde es immer einsamer um Michaud. Nach seiner Frau verlor er von seinen Freunden einen um den anderen. Von jeher zu philosophischem Grübeln geneigt, isoliert er sich jetzt noch mehr, lebt seiner Familie, seiner Arbeit, seiner Kunst und, in jeder freien Stunde, den geliebten Büchern. An den Sonntagen wurden ihm deswegen sogar die Besuche der Nachbarn eine Störung. Die Unterhaltung mit ihnen konnte ihm wenig bieten, da es zwar gute Leute, meist Brasilianer, waren, die aber jeder Bildung entbehrten. Er gesteht allerdings auch: «Ich war immer ein wenig Aristokrat und verabscheue die exaltierten Demokraten, die nur daran denken, sich zu bereichern, selbst mit den abscheulichsten Mitteln. Daher habe ich es stets zurückgewiesen, an solchen Dingen teilzunehmen, wenn ich auch noch so oft von Vertretern der Regierung dazu eingeladen worden bin.» Dann klagt er aber doch wieder: «Immer diese Einsamkeit, diese geistlose Monotonie in diesem tristen Superaguí!» Und ein anderes Mal: «Hier nichts Neues, immer die gleiche Monotonie, sogar an den Sonntagen: Elise bessert die Arbeitskleider aus, Julia und Johanna machen Strohhüte, Joseph widmet sich den Schreinerarbeiten und Lidio ist mit dem Boot unterwegs und legt seine Leinen aus! Und so Woche für Woche!»

Oft macht sich Michaud Gedanken um die Zukunft seiner ledigen Kinder. Der Sorge um die beiden jüngsten Töchter sah er sich enthoben, als er Anna, die jüngste, am 28. Dezember 1897 mit dem Brasilianer Antonio dos Passos und dreizehn Monate später, am 28. Januar 1899, Antonia mit dem Sohn seines verstorbenen Freundes Giordano Esquini verheiratet hatte. Aber wer würde sich nach seinem Tod der anderen annehmen?

Am 28. Juni 1899 vollendete Michaud sein 70. Lebensjahr. Wie alle Alternden ließ er in seinen letzten Lebensjahren gern seine Gedanken in die Vergangenheit schweifen. Wie manches Mal, wenn er lange vor Tagesanbruch auf einsamen Waldpfaden jenseits des Morro Barbado dem Tapir oder einem anderen Wild nachspürte oder am Strand des Ozeans, wo sich endlos das Band des weißen Sandes hinzog, dem Fischfang huldigte: wie mag er sich berauscht haben am Funkeln der Sterne, am Donner der Brandung, an der stummen Schönheit der wilden Landschaft, bis



*Tafel 1.* W. Michaud. Epiphytische Orchidee (*Epidendrum spec.*), Aracee und Palme (Musée Hist. Vieux Vevey).

Die Farbproduktion der Gemälde Michauds ist ermöglicht worden durch die Stiftung Pro Helvetia in Zürich, wofür hier gebührender Dank gesagt sei.

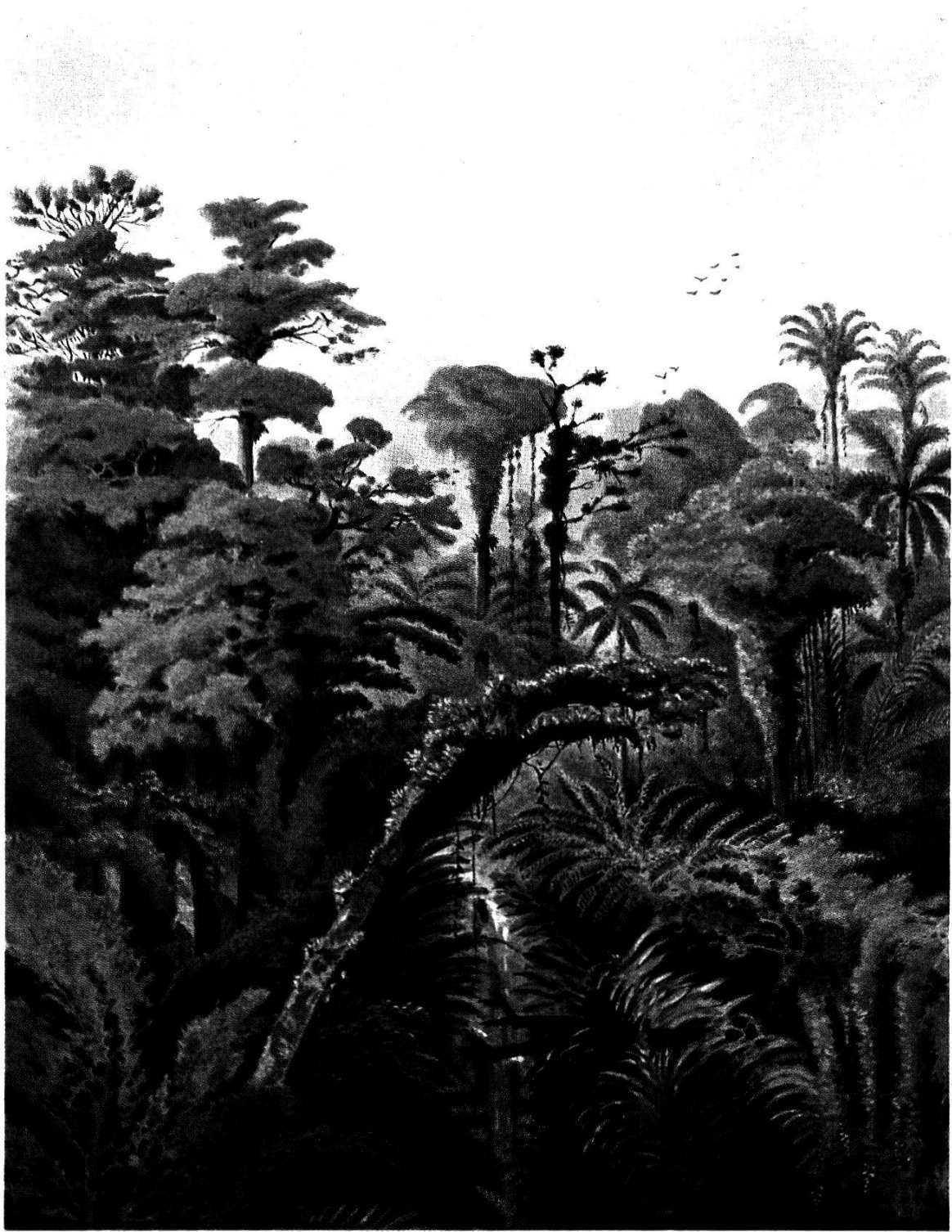




Tafel 2. W. Michaud. Epiphyten-Flora, *Rodriguesia secunda* (Orchid.) mit  
Porling (Polyporac.) (Musée Hist. Vieux Vevey).



*Tafel 3.* W. Michaud. Auf Superaguí. Tropischer Regenwald mit Baumfarren, vorne blühende Bromeliaceen (Musée Hist. Vieux Vevey).



*Tafel 4.* W. Michaud. Tropischer Regenwald auf Superagui (Musée Historique Vieux Vevey).

fast plötzlich im Osten, feurig und golden, die Sonne sich über dem Meer erhob. Wie oft mögen dann seine Gedanken hinübergeschweift sein, über die weite See, in die ach so ferne Heimat! Daß seine Gedanken oft an den Gestaden des Genfersees weilten, beweisen seine zahlreichen Briefe. Jede Nachricht, jeder Brief, jede Zeitung und Zeitschrift, die von dort kam, war für ihn eine Quelle der Freude. Als seine Geschwister ihn im Jahre 1889 einluden, auf ihre Kosten einen Besuch in der Heimat zu machen, war die Versuchung groß, aber unter allerlei Vorwänden lehnte er schließlich ab. Darauf machte ihm seine Schwester Elise den Vorschlag, sie selbst wolle ihn auf Superaguí besuchen; aus naheliegenden Gründen wehrte er dies ab. Nach dem Tode seiner Frau wiederholten Emma und Nancy, die älteste und jüngste Schwester, die Einladung und sandten ihm das Reisegeld. Nach reiflicher Überlegung ließ er den Wechsel zurückgehen und bat dringend, ein für allemal von ihrem Plan abzusehen. Er führte wieder mancherlei Gründe an. Der tiefste war wohl der, daß es ihn genierte, auf Kosten anderer zu reisen und daheim Leuten zu begegnen, die ihm «nicht verzeihen könnten, daß er keinen Erfolg gehabt» hatte!

Michaud war in seiner Lebensauffassung viel zu sehr von tiefstem Ernste erfüllt, als daß er im Alter sich nicht über den Ablauf seines Lebens Rechenschaft zu geben versuchte. Er war der letzte, der es sich verhehlte, daß in materieller Hinsicht sich die Hoffnungen, mit denen er als junger Mann nach Brasilien gekommen war, nur zum geringsten Teil erfüllt hatten. Wenn er auch seinen Geschwistern gegenüber sich nicht in Selbstbekenntnissen erging, so schreibt er doch am 29. April 1900, daß er nun mehr als 50 Jahre in Brasilien, davon 46 Jahre auf Superaguí, lebe, und bemerkt resigniert, am Ende seines Lebens sei er ärmer als an dessen Beginn! Tröstlich ist für ihn jedoch das stolze Bewußtsein, immer ehrlich geblieben zu sein, stets seine Pflicht getan zu haben und, soviel in seinen Kräften stand, den Mitmenschen nützlich gewesen zu sein.

«Nicht der Reichtum ist's, der den Menschen glücklich macht», sagt er ein anderes Mal; «besser ist es, zufrieden zu sein mit dem, was man hat, und nicht nach etwas zu verlangen, was man doch nicht erreichen kann. Ich wenigstens lasse das Leben gehen, wie Gott will, und ich bin sicher, daß er mir helfen wird in meinen Sorgen, wie er es bisher getan. Man hat mir immer vorgeworfen, ich sei zu sorglos und unbekümmert. Das ist wahr! Aber wenn ich in meinem Leben auch große Schwierigkeiten zu überwinden hatte, immer war ich heiter und zufrieden und habe mich des Lebens gefreut. Ich weiß nicht, was Gott mir noch vorbehält, aber



ich werde mich bemühen, solange er mir das Leben läßt, so weiter zu leben, und wenn der Moment des Abschiedes kommt, werde ich den Trost haben, glücklich und zufrieden gelebt zu haben, und brauche nichts Unrechtes bereuen!»

Aus seinen zahlreichen Briefen spricht eine gesunde Lebensphilosophie. Freilich war diese nicht in einer religiösen Überzeugung verankert. Religiös im kirchlichen Sinne war Michaud nicht. Waren doch in dieser Hinsicht seine Lebensumstände allzu ungünstig. Im Elternhaus mag ein liberaler Protestantismus geherrscht haben und in Superaquí hat sich, wie früher gesagt, kaum je ein Geistlicher um die religiöse Betreuung der in jenem entlegenen Weltwinkel lebenden Menschen gekümmert.

Andererseits geht aus den Briefen, namentlich jener der letzten Lebensjahre, hervor, daß Michaud sich des öfteren mit Gott, seiner Schöpfung und dem Sinn des Lebens beschäftigt hat. Nach seinem 70. Geburtstag gab er zu, daß der Körper sich allmählich auflöse und an seinen Ursprung zurückkehre. «Reste l'âme. Pour ceux qui ont la foi, ce terme fatal n'est rien, mais pour ceux qui, comme moi, sont assaillis de doute...» Er sagt, man müsse Gott danken, wenn man die siebenzig erreiche und noch ein wenig gesund sei. Eine Gabe Gottes sei es auch, daß er keines seiner Kinder verloren habe.

Michaud hatte ein wahres Bedürfnis, durch eigenes Studium zu ersetzen, was ihm an religiöser und philosophischer Bildung fehlte. So bat er seine Schwester Emma einmal, sie möge ihm das Werk von Professor Carl Vogt, «Natürliche Geschichte der Schöpfung», besorgen. Da es gerade nicht greifbar war, schickte sie ihm vom gleichen Verfasser die «Leçons sur l'Homme»; er dankte ihr für die Sendung: die Lektüre habe ihm das, was er über die Schöpfung wissen wollte, in ausgezeichnete Weise vermittelt. Oft dachte er, von Zweifeln gequält, an das, was nach dem Tode kommt: «Les connaissances et les amis qui disparaissent nous avertissent d'être prêts à nous en aller aussi... Mais la question n'est pas de mourir, c'est de savoir comment et de quoi l'on mourra. Il est préférable de ne pas trop y penser.» Bald darauf, es war im Jahr seines Todes, schickte ihm seine Schwester ein zweibändiges Werk von Otto Funcke, «Les pas du Dieu vivant»; in einem Brief vom 8. Mai dankte er für die Zusendung und bemerkte, er habe es schon dreimal gelesen. Es war der letzte Brief, den er nach Hause geschrieben hat!

Michaud hatte sich stets einer eisernen Gesundheit zu erfreuen, wenn er natürlich auch nicht ganz von tropischen Krankheiten verschont geblieben war. Anfangs 1897 fragte er sich, ob er wohl die Jahrhundertwende erleben werde. Gott allein wisse es, Sein

Wille geschehe! Einige Monate später muß er berichten, daß er ebenso wie drei seiner Kinder an Wechselfieber erkrankt sei. Im folgenden Jahr klagt er über Müdigkeit und Abmagern seit der letzten Erkrankung; Bart und Haare seien jetzt völlig weiß. Alle diese Anzeichen seien entmutigend, er fühle, daß es nicht mehr lange gehen werde. Es sei aber besser, nicht daran zu denken, es lasse sich doch nichts daran ändern, Gott werde so tun, wie es ihm gefällt!

Der Neujahrstag 1902 war für ihn noch einmal ein freudiger Tag. Seine Schwester Nancy hatte ihm, nach verschiedenen früheren Sendungen, fünfhundert Franken geschickt; am gleichen Tag hatte er von ihr Zeitungen, den neuen «*Messenger Boiteux*» und den «*Almanaque du Tempérant*», erhalten und von Emma einen langen Brief. Dazu kam, daß bei der herrschenden günstigen Witterung und den reichlichen Regenfällen die Pflanzung prächtig dastand und alles, Kaffee, Reis und Mais, eine gute Ernte erwarten ließ!

Im März 1902 schrieb er aber, daß in Paranaguá die Pest eingeschleppt sei und daher strenge Quarantäne verhängt werden mußte. Er klagte, daß er sich seit Wochen nicht wohl fühle. Seine Kräfte schwanden dahin. Heftige Fieberanfälle, die sich durch kein Mittel brechen ließen; nur die homöopathischen Mittel des jungen Sigwalt schafften Linderung. Er fühlte sich dann ein wenig besser. In seinem zweitletzten Brief finden sich sogar Auslassungen zur Innenpolitik. Diese sei noch schlimmer als zur Zeit der Monarchie, obwohl damals oft gute Zeiten waren. Daß der Kranke bei klarem Bewußtsein war, beweist ein Seitenhieb auf die Vereinigten Staaten, weil diese eine Wiederherstellung der Monarchie in Brasilien mit allen Mitteln verhinderten.

Die leichte Besserung in seinem Befinden hielt jedoch nicht an. Vergebens ließen ihm seine Kinder alle erdenkliche Sorgfalt und Pflege angedeihen. Es fehlte ihm nun sogar die Kraft, den Verwandten in der Heimat einen letzten Gruß zu senden. Am 7. September 1902 ging seine irdische Laufbahn zu Ende. Umgeben von allen seinen Kindern und Enkeln, wie es in Brasilien üblich ist, entschlummerte er um die Mittagsstunde.

Die Familie in der Schweiz erfuhr die Nachricht vom Hinscheiden des Bruders durch einen vom 20. September datierten Brief, den auf Bitten des Joseph Michaud der Hausgeistliche der Santa Casa von Paranaguá, der aus Savoyen stammende Abbé Hyppolite Lassiaz, geschrieben hatte.

Die sterbliche Hülle Michauds wurde auf dem Friedhof von Superaguí beigesetzt. Die ummauerte Ruhestätte der Toten besteht noch heute. Sie ist aber derart von tropischem Pflanzen- und

Rankenwerk überwuchert, daß bei einem Besuch des Verfassers keines der älteren Gräber mehr zu identifizieren war.

Im Jahre 1900 hatte Michaud noch die Volkszählung in Superaguí durchgeführt, sein letzter Beitrag im Dienste der Allgemeinheit. Er berichtete, daß der Distrikt 1480 Seelen zählte. In dieser Ziffer drückte sich ein wenn auch nicht überwältigender Fortschritt aus gegenüber den überaus bescheidenen Anfängen, von denen oben berichtet wurde. Von den Gründern lebte damals nur noch Giovanni Batista Rovero. Alle übrigen, die Schweizer, Italiener und Deutschen, waren tot. Sie hinterließen jedoch eine zahlreiche Nachkommenschaft, denen es allen mehr oder weniger gut ging; sie hatten hübsche Häuser und ansehnliche Pflanzungen.

Die spätere Zukunft brachte kaum größere Fortschritte. Die Gründer aber hatten unter großen Opfern ihren Beitrag geleistet. Und Taunay hat mit Recht William Michaud, den Einsamen, den Künstler, unter die Pioniere eingereiht und seinen Namen eingetragen auf der Ehrentafel der «Estrangeiros Ilustres e Prestimosos que concorreram, com todo o esforço e dedicação par o engrandecimento do Brasil».

Möge die Darstellung des tragischen Schicksals des Pioniers und Künstlers William Michaud, hineingestellt in den geschichtlichen Rahmen seiner Zeit, trotz allem ein Ruhmesblatt sein in der Geschichte der Schweizerischen Auswanderung nach Brasilien. Sein Schicksal steht gewiß nicht vereinzelt da. Vor ihm und nach ihm ist so mancher junge Mensch in jenes ferne Land aufgebrochen und ist dann in seinen endlosen Urwäldern den Blicken der Mitwelt entschwunden in irgendeinem entlegenen Winkel. Und nicht einmal die Stätte ihres Grabes ist bekannt!

Brasilien ist der gewaltige Schmelztiegel der Rassen und der Einzelschicksale. Sie haben alle ihre Spuren hinterlassen im Antlitz des Landes und sein neues Gesicht prägen helfen. Denn eine Vielfalt von Elementen hat beigetragen nicht nur zum äußeren Wachstum der brasilianischen Nation, sondern letzten Endes auch zu ihrem inneren Heranreifen zu wahrer Größe.

#### *Résumé.*

L'étude biographique qui précède traite du destin d'un émigrant suisse. Ce destin est remarquable, d'une part parce qu'il est typiquement représentatif de la vie, du travail et de la mort d'un petit colon dans un coin perdu du Brésil, et que d'autre part, il ne manque pas de moments tragiques et émouvants.

William Michaud était issu d'une famille notable de Vevey, sur les bords du Lac Léman, et faisait partie de la haute bourgeoisie. Il reçut dans sa jeunesse une éducation soignée, et lorsqu'en 1848, alors qu'il avait à peine vingt ans, il émigra au Brésil, il pouvait espérer qu'une carrière prometteuse s'ouvri-

rait devant lui, vu ses aptitudes et ses relations parmi des compatriotes influents. Pourtant, après quelques années d'apprentissage et de voyages au cœur du Brésil, la réalité fut tout autre.

Charles Perret-Gentil, qui était alors Consul Général de Suisse à Rio de Janeiro, avait commencé en 1852 la fondation d'une colonie sur la presqu'île de Superaguí, à l'entrée de la baie de Paranaguá et permit au jeune compatriote de s'établir là même. Le 1<sup>er</sup> janvier 1854 Michaud arriva là-bas ; il ne se doutait pas qu'il y passerait le reste de sa vie, soit presque un demi-siècle. Son destin avait le visage d'une jeune fille, orpheline de père, d'extraction paysanne fort humble. Il l'épousa l'année même de son arrivée à Superaguí et vécut avec cette femme, qui lui donna successivement neuf enfants, quarante années d'un bonheur parfait, et ceci malgré le glissement évident vers un milieu social qui était bien inférieur à celui de son origine.

Une circonstance particulièrement heureuse permit, grâce à de nombreuses lettres autographes, de tracer un tableau suggestif de la vie pauvre, même misérable d'un colon, avec toutes ses désillusions et ses échecs, à laquelle sa décision avait condamné Michaud. Du fait que ce destin particulier s'inséra dans le cadre du mouvement d'émigration suisse au milieu du 19<sup>e</sup> siècle, la représentation de ce destin constitue en même temps une contribution à l'histoire de cette émigration. Et, comme on y trouve également maintes échappées sur les événements de l'époque, sur l'état nouvellement créé du Parana, sur l'écroulement de l'empire ainsi que sur la confusion politique et économique après la proclamation de la République, les lettres de Michaud peuvent être considérées comme une source précieuse pour l'histoire contemporaine.

La vie de Michaud ne resta pas sans accents tragiques. L'homme d'Etat et l'écrivain brésilien Alfredo d'Escagnolles, Baron de Taunay honora Michaud de son amitié. Il le décrit comme une personne de bonnes manières dont la vue inspirait la sympathie, comme un homme intelligent et cultivé qui aurait pu tenir son rang parmi les savants et les artistes du Brésil grâce à son savoir et à ses éminents talents artistiques. Il avait préféré pourtant vivre dans un cadre où les merveilles extraordinaires de la nature abondaient, goûter un bonheur tranquille au sein de sa famille, mettre ses dons au service de ses semblables et servir son art en restant inconnu. Déjà dans sa prime jeunesse il a fait preuve d'un talent digne d'intérêt pour le dessin et la peinture. C'est avec une véritable passion qu'il s'est adonné à l'art pendant les deux dernières décades de sa vie. Il se garda néanmoins, avec une sage conscience des limites que lui traçait le manque d'une formation technique véritable, de représenter les choses qui étaient au-delà de ces limites. La facilité et l'habileté avec lesquelles il dessinait et peignait la nature qui l'entourait, n'en sont que plus étonnantes. La nature était la source d'une richesse intarissable à laquelle il ne cessait de puiser et qui lui permit de créer de véritables chef-d'œuvres.

Quelques échantillons seulement de l'œuvre artistique de Michaud ont pu être reproduits dans l'étude qui précède. En dehors des dessins et des aquarelles qui sont aux mains de particuliers brésiliens, et qui comptent parmi les meilleurs, un nombre important se trouve au Musée historique Vieux Vevey, ville natale de l'artiste, où ils sont passés inaperçus jusqu'à présent. Le nom de Michaud, tombé dans l'oubli, et ses productions artistiques prendront dorénavant une place d'honneur dans l'histoire de son pays natal et dans l'histoire de l'art suisse.

#### *Summary.*

The present biographical sketch deals with the life, work and death of a Swiss emigrant, whose career is typical of a small settler in a remote corner of Brazil and does not lack some tragical aspects.



William Michaud was the son of a distinguished family which belonged to the upper middle class of the town of Vevey on the Lake of Geneva. In his youth he received an excellent education; when at the age of nearly twenty he emigrated to Brazil in 1848, he had good reason to hope that owing to his talents and to his relations to influential fellow-countrymen a successful career lay before him. But after some years of experience and of travelling in the interior of Brazil things turned out quite different from what one might have thought.

Charles Perret-Gentil, then Swiss Consul General in Rio de Janeiro, had started the foundation of a colony on the peninsula of Superaguí, at the entrance to the bay of Paranaguá, in 1852 and made it possible for his young countrymen to settle there. When on January 1st 1854 Michaud arrived there, he had no idea yet that he was to spend the rest of his life, almost half a century, at that place. His further life was determined by a girl, a fatherless child of very humble origin. Before the first year after his arrival was over, he married her. In spite of the fact that the new social surroundings were far below those of his parents, he lived with this woman for over 40 years in a very happy marriage and had nine children from her.

The numerous letters, which by an extraordinary circumstance have been preserved, enable us to get a vivid picture of the miserable life of the poor settlers, who had to experience many disappointments and failures. Marrying such a girl meant for Michaud choosing such a life. By the fact that this individual life is drawn on the background of Swiss emigration round the middle of the 19th century the essay is also a contribution to the history of emigration. As Michaud's letters throw light on the events in the new State of Paraná, on the end of the Empire as well as on the political and economical troubles following the proclamation of the Republic, they may be considered as a valuable source for the history of that time.

Michaud's life shows some flavour of tragedy. Alfredo d'Escragnolles, Baron of Taunay, a friend of Michaud, describes him as an engaging personality with fine manners, as a man of intelligence and good education, who through his knowledge and his artistic talents could have gained a place among Brazil's scholars and artists. But, as Alfredo d'Escragnolles puts it, he preferred to live in a region of extraordinary natural beauty, to enjoy tranquil happiness in the midst of his family, to put his talents at the disposal of other people and to serve art as an unknown lover.

In early years already he had shown a remarkable talent for drawing and painting. With real passion he devoted himself to art in the last two decades of his life. Well knowing the limits of his ability, which were marked by the lack of a proper training, he avoided representing things which lay beyond these limits. The ease and the skill which he showed in drawing and painting the surrounding landscape are all the more astonishing. The open landscape was the exuberant source which inspired his masterpieces.

Only a few samples of Michaud's artistic activity could be reproduced in this essay. Beside the drawings and the water-colours which are private property of Brazilian citizens, and which belong to his best works, a considerable number of other works was kept in the Musée Historique of his native town Vevey, without, however, finding hitherto special consideration. Michaud's name and his works of art, which had fallen into oblivion, will in future occupy a place of honour in the history of his native town and in Swiss history of art.

---